

Die Zeitschrift

ungewußt

für Angewandtes Nichtwissen

Inhaltsverzeichnis

Editorial	1
Die Zukunft des Nichtwissens	
Oder: Wozu noch Allgemeinbildung? Christoph von Wolzogen	3
Might-have-been-history	
Vom Sinn der Frage „Was wäre geschehen, wenn ...?“ Frank Müller	21
Angewandtes Nichtwissen – Voraussetzung für neues Wissen? Florian Habermann	41
Aber-Witz: Aphorismen	Alexander Eilers 51
<i>sub rosa</i> : Können wir wissen, was wir nicht wissen?	Marion Röbbkes 54
Vom Nichtwissen zum Wissen	Henriette Haas 64
nutzlose werke: Gedichte	Marcus Brühl 86
Der sokratische Dialog: Eine Begegnung zwischen Sokrates und Wittgenstein	
..... Andrea Anna Reichenberger	93
Autorinnen und Autoren.....	105

Heft 12, Herbst 2005

ISSN 0946-106x

Preis: € 2,50

Editorial

Heft 12 der **ungewußt** ist nun endlich fertig. Die zeitliche Entfernung zu seinem Vorgängerheft ist erheblich, doch hoffen wir, dass sich das Warten gelohnt hat.

Das Konzept des *Angewandten Nichtwissens* – d.h. der Umgang mit Dingen und Konzepten, von denen man eher sagen kann, was sie nicht sind, als genau zu beschreiben, was sie sind – ist schon deshalb nahezu unerschöpflich, weil es sich selbst beinhaltet. Die vorliegenden Beiträge zeigen aber wieder einmal auf eindrucksvolle und geistreiche Weise, dass man gerade mit einem derart schwammigen Konzept zu Einsichten gelangt, die ein schärfer konturiertes und determiniertes Konzept womöglich nicht erzeugen könnte.

Christoph von Wolzogen bekräftigt im Eröffnungsbeitrag dieses Heftes, dass Nichtwissen das *einzig* zukunftsfähige Wissen ist. Diese Einsicht durchzieht eigentlich die gesamte Geistesgeschichte, wird aber immer wieder gerne verdrängt, insbesondere im populären Diskurs um die Wissensgesellschaft. Herrn von Wolzogens Antwort ist hier ganz klar: „Wissen kann, Nichtwissen *muss* sein“.

Frank Müller beschäftigt sich mit der reizvollen Spekulation über die Frage „Was wäre geschehen, wenn...?“. Derart ungeschehene Geschichte stellt einen Tatbestand des Nichtwissens dar, der aber einen fruchtbaren Beitrag zu unserem Geschichtsverständnis liefern kann, sofern er mit historischem Weitwinkelnblick vorgenommen wird.

Florian Habermann erörtert, dass „Angewandtes Nichtwissen“ ein durchaus sinnvolles und produktives Konzept ist. Im Rahmen einer Ökologie des Wissens ist es nämlich neben altem Wissen und vollem Nichtwissen die dritte Quelle für die Entstehung neuen Wissens.

Marion Röbbkes lässt Blumen sprechen. Ihr experimenteller Text diskutiert am Beispiel der Rose die Schwierigkeiten der Grenzziehung zwischen Wissen und Nichtwissen, zwischen dem, was etwas ist, und dem, was es nicht ist. Hierbei erreichen wir recht schnell die Grenzen unserer Wahrnehmung – und am Ende bleibt nur der „Name der Rose“ übrig.

Henriette Haas erläutert, wie man vom Verdacht zur Gewissheit gelangen kann. Hierbei kann ein systematisches Vorgehen helfen, der Wahrheitsfindung im Wege stehende Vorurteile auszuschalten. Frau Haas' Heuristik eignet sich für die Aufklärung von Kriminalfällen ebenso wie für das Lösen von Zahlenrätseln – und vermutlich noch für zahlreiche andere Anwendungen.

Andrea Anna Reichenberger lässt zwei große Nichtwissende aufeinander treffen: Sokrates und Wittgenstein. Beide eint die Position, dass alles (Nicht-)Wissen immer nur relativ zu unserem Sprechen, Leben und Handeln ist. Beide trennt die normative Wertigkeit dieses Wissenshintergrunds – was Anlass zu einem spannenden Dialog bietet.

Aufgelockert werden die längeren Prosastücke dieses Heftes durch Texte, die sich mit wenigen Worten bescheiden – und gerade aus dieser Begrenzung eine eigene Dramaturgie entfalten: **Alexander Eilers** stellt einige seiner „aber-witzigen“ Aphorismen vor – und **Marcus Brühl** bietet eine Auswahl „nutzloser Werke“ in Gedichtform zum Besten.

Eine Zeitschrift wie die **ungewußt** kann nicht entstehen ohne den Esprit und das Engagement unserer Autorinnen und Autoren. Hierfür möchte ich mich ganz herzlich bedanken. Den treuen und den neuen Leserinnen und Lesern der **ungewußt** wünsche ich viel Vergnügen an diesem Heft.

Andreas Wagener
Vorsitzender, IfAN e.V.

Die Zukunft des Nichtwissens oder: Wozu noch Allgemeinbildung?*

von

CHRISTOPH VON WOLZOGEN

Abstract: Alle reden von der Wissensgesellschaft und von der entscheidenden Rolle, die das Wissen in der Welt des 21. Jahrhunderts spielt. Doch was hat erfolgreiches Handeln „excellent“ gemacht? Das Nichtwissen! Mit anderen Worten: das Fragen. Wer nicht fragt, weiß nicht, wo er steht und was er schon hat an Wissen. - Wie kommt es, dass diese über 2000 Jahre alte Einsicht in Vergessenheit geraten konnte? Was ist Nichtwissen, und warum ist es das einzige *zukunftsfähige* Wissen? Der Beitrag geht diesen Fragen nach, indem er einen Bogen von Platons Dialog *Menon* zur Grundlagenkrise der modernen Wissenschaften spannt. Seine Antwort lautet: Wissen kann, Nichtwissen *muss* sein.

Die Klage ist alt, aber sie wird immer wieder neu und beeindruckend vorgetragen: Wir produzieren, schreibt Leibniz¹ 1680, zu viele Bücher, ihre „schreckenerregende Vielzahl“, die „ständig zunimmt“, trage beträchtlich dazu bei, dass sich trotz der „wunderbaren Veränderungen“ der Wissenschaften die Zahl der Dispute und die Zufriedenheit mit Scheinargumenten vermehre, und es sei deshalb zu befürchten, „dass die Menschen nach nutzloser Vergeudung des Wissensdranges [...] der Wissenschaften überdrüssig werden und durch eine unheilvolle Verzweiflung in die Barbarei zurückfallen.“ Gut dreihundert Jahre später bemerkt der Biochemiker Erwin Chargaff² zum Anwachsen der Zahl derer, die er „Wissensproduzenten“ nennt: „Der *New York Times* vom 16.2.1988 entnehme ich, dass es jetzt etwa 40.000 naturwissenschaftliche Zeitschriften gibt, in denen etwa eine Million

* Antrittsvorlesung an der Universität Karlsruhe (3.2.1999) und Frankfurt (17.1.2001).

¹ Philosophische Schriften 4: Schriften zur Logik, Frankfurt 1992, S. 97.

² Erforschung der Natur und Denaturierung des Menschen, in: Dürr/Zimmerli (Hg.), Geist und Natur, Bern/München/Wien 1989, 359.

Arbeiten pro Jahr veröffentlicht werden. Wer schreibt das Zeug, wer liest das Zeug? Ist die Forschung, wie wir sie jetzt betreiben, überhaupt noch als menschliche, als menschenwürdige Tätigkeit zu erkennen?”

Nun, jedermann weiß natürlich, dass der größte Teil davon nicht oder nur quer gelesen wird und in immer kürzeren Abständen veraltet, so dass sich schon aus diesem Grund das Internet als das wahre *depositum* des Geistes empfiehlt. Aber es ist gewiss wahr, dass wir, gemessen an dem, was wir buchstäblich an Wissen produzieren, doch ziemlich wenig wissen. Einerseits. Denn genauso wahr ist, dass wir, gemessen daran, was wir geistig bewältigen können, ziemlich viel wissen. Am Beginn eines Jahrhunderts, ja eines Jahrtausends, verstärkt sich naturgemäß der Widerstreit zwischen der Gewissheit des schon erreichten Wissens und der Ungewissheit dessen, was wir zukünftig wissen können.

Es sieht so aus, als gerieten wir auf diesem Weg direkt in das alte Paradoxon der Eristiker, das Platons *Menon*³ erwähnt. Dieses Paradoxon besagt, “dass es dem Menschen nicht möglich ist zu forschen, weder nach dem, was er weiß, noch nach dem was er nicht weiß. Denn weder nach dem, was er weiß, wird er forschen, denn er weiß es ja, und wer in dieser Lage ist, bedarf keiner Nachforschung, noch nach dem, was er nicht weiß; denn er weiß ja gar nicht, wonach er forschen soll.”

Platons Antwort auf dieses Dilemma, das berühmte Sokratische Nichtwissen, lässt bekanntlich unterschiedliche Deutungen bzw. Missdeutungen zu: sei es, dass das Nichtwissen zu einer Bescheidenheit des historischen Sokrates gegenüber der Hybris eines absoluten Wissens stilisiert wird, sei es, dass man darin (wie offenbar schon Aristoteles) einen ironischen “Trick” des in Wahrheit Wissenden sieht, sich von dem Scheinwissen der Sophisten zu unterscheiden⁴, oder sei es — wie im George-Kreis --, dass das höchste Ergebnis platonischer Philosophie in ein Licht schwebender Fraglichkeit gerückt wird. Damit verwandt -- allerdings nicht zu verwechseln! -- ist die vom Sokratischen Nichtwissen inspirierte “Logik der Forschung” Karl Poppers. Sie kulminiert in dem schon legendären Satz: “Unser Wissen ist ein kritisches Raten”⁵, oder populär ausgedrückt: Wir wissen nicht, sondern wir raten. Damit komme eben, so betont Popper, “das Sokratische Unwissen, der Fallibilismus, die

³ 80 e 1-6.

⁴ Vgl. K. Popper, *Logik der Forschung*, 8. A. Tübingen 1984, S. 449 f.

⁵ Popper, a.a.O. S. XXV.

Unsicherheit alles wissenschaftlichen Wissens herein.”⁶ Auch Walter Zimmerlis “Lob der Ungenauigkeit” ist Sokratisch inspiriert. Aus so exotischen und neuerdings populären Disziplinen wie die Logik unscharfer Mengen oder die Logik der “Vagheit” (Peirce) entwickelt er ein kreatives Denken, das “im Mensch–Maschine–Tandem in der technischen Zivilisation zum ‘Nichtwissensmanagement’” wird⁷. Doch auch bei ihm ist das Wissen des Nichtwissens als die Fähigkeit, im Bereich der Halbordnung von Wissen und Nichtwissen zu navigieren, negativ bestimmt, z.B. als “Nichtwissen, das über die Unmöglichkeit eines bestimmten Wissens definiert wird.”⁸ Schließlich kann man -- mit Luhmann — eine “Unterscheidung von Nichtwissen” treffen, um auf die “ambivalente Position von Nichtwissen zwischen der Sicherung wissenschaftlicher Erkenntnisproduktion und riskantem Entscheiden” einzugehen⁹. Durch die Unterscheidung zwischen “spezifischem” Nichtwissen (also der wissenschaftlichen Transformation von Nichtwissen in Wissen bzw. Produktion von neuem Nichtwissen) und “unspezifischem” Nichtwissen (also der Festsetzung von Handlungen und Beobachtung der Handlungsfolgen) wird Nichtwissen nicht mehr abgewertet, sondern kann eigenständig bezeichnet werden, und zwar als die “buchstäblich andere Seite des Wissens”¹⁰.

Noch weiter — und dies verdient Beachtung — ist Paul Natorp gegangen: Als den letzten Sinn des Sokratischen Nichtwissens hat er “die gediegenste Positivität des Sokratischen Nichtwissens” betont, nämlich die Positivität “der Forderung des unbedingt Bedingenden”¹¹. Deshalb ist wohl auch ein gewisser Zweifel am Platz, ob Sokrates wirklich ein “kritischer Rationalist” war. (In der Tat ist Popper ja den Nachweis schuldig geblieben, ob die Philosophie selbst — anders als der Bereich empirischer Erkenntnis, der per se fallibel ist — ob also die Philosophie als solche “fallibel” sei).

⁶ Popper, Logik der Forschung, 6. A. Tübingen 1976, S. XXIX.

⁷ Walter F. Zimmerli, Einmischungen. Die sanfte Macht der Philosophie, Darmstadt 1993, S. 114.

⁸ Zimmerli, a.a.O. S. 115.

⁹ Vgl. Klaus P. Japp: Die Unterscheidung von Nichtwissen, in: TA-Datenbank-Nachrichten, Nr. 3/4, 8. Jahrgang - Dezember 1999, S. 25. (Hier zit. nach: <http://www.itas.fzk.de/deu/tadn/tadn993/japp99a.htm>).

¹⁰ Japp, a.a.O. S. 25. Japp (a.a.O. S. 27) weist im Sinne Luhmanns ausdrücklich darauf hin, “dass auch die Differenz zwischen Erkenntnis- und Risikoperspektive keine objektiven Sachverhalte repräsentiert, sondern operatives Resultat divergierender Beobachter ist”. Ein Beispiel dafür ist der BSE-Fall: “Die Betroffenen (kontinentale Öffentlichkeit) rechnen auf nichtspezifiziertes Nichtwissen zu und koppeln dieses mit Katastrophenrisiken - entsprechend die Risikoaversion. Die Entscheider (britische Politik) rechnen auf spezifiziertes Nichtwissen zu und verbinden dieses mit pragmatischer Risikoabwägung - entsprechend die Risikobereitschaft.”

¹¹ P. Natorp, Platos Ideenlehre, Leipzig 1921, S. 518.

Ich behaupte nun in Anknüpfung an Natorp, dass das Nichtwissen eine höchst positive Bestimmung ist, denn wie sonst könnte es zwischen Wissen und Nichtwissen navigieren. Mein Thema ist also die Zukunft des Nichtwissens: weil das Nichtwissen — so behaupte ich weiter — das einzig zukünftige Wissen und damit das eigentliche *telos* von “Bildung” darstellt. Denn die Bildung — so behaupte ich schließlich — das ist die Brücke zum Nichtwissen.

Aber was liegt denn am Nichtwissen, wenn es doch gegenwärtig und höchst dringlich um die “Zukunft der Wissensgesellschaft” geht? Ich denke, alles; jedenfalls hat Popper die Angst vor dem Nichtwissen zu Recht als völlig unbegründet bezeichnet. Doch setzen wir einmal - hypothetisch - auf den ruhigen Gang des Wissens und versuchen wir, die Abgründe des Nichtwissens, die sich dabei auftun, zu ignorieren. Und setzen wir zudem einmal ruhig auf Fakten und ignorieren die Warnungen von Autoren wie Whitehead, Feyerabend und Wilkie Collins, dass ‘Fakten’ ein ausgemachter Schwindel seien.

Ich gehe dabei aus von einer Studie, die der ehemalige Bundesbildungsminister Rüttgers in Auftrag gegeben hatte: der sogenannten “Wissens- und Bildungsdelphi”.¹² Die Aufgabe dieser Studie war die Überprüfung der Tatsache, dass sich die nachindustrielle Gesellschaft auf dem Weg zur Wissensgesellschaft befindet. Zwischen Herbst 1997 und Frühjahr 1998 befragte ein Meinungsforschungsinstitut etwa 500 Fachleute zur Bedeutung und Entwicklung unterschiedlicher Wissensgebiete, wobei das Wissen in fünf Großfelder strukturiert wurde: Leben, Naturwissenschaftliche Voraussetzungen und Technik, Sinnfindung, Mensch und soziales Zusammenleben, Organisation der Gemeinschaft (Delphi I). Ein anderes Meinungsforschungsinstitut befragte ebenfalls 500 Fachleute zu den Auswirkungen auf Bildungsprozesse und Bildungsstrukturen (Delphi II). Den Ergebnissen der Studie können wir eine schlechte und eine gute Nachricht entnehmen.

Zunächst die schlechte: Die systematische Verankerung von Wissen und Wissenschaft habe in der modernen Gesellschaft zu einem exponentiellen Wissenswachstum geführt. Geschätzt wurde, dass es damals 6000 Fachdisziplinen gab, die an jedem Arbeitstag 20.000 Publikationen erzeugten. Auch wenn viele dieser Veröffentlichungen nicht wirklich neue Ideen vorweisen konnten, habe es immer mehr zu lernen gegeben. — Was würden, so frage ich mich,

¹² Vgl. Delphi-Befragung 1996/1998. “Potentiale und Dimensionen der Wissensgesellschaft – Auswirkungen auf Bildungsprozesse und Bildungsstrukturen”. Integrierter Abschlussbericht. Zusammenfassung von

Leibniz und Chargaff zu dieser Einschätzung sagen? Würden sie ihre skeptischen Folgerungen bestätigt finden? Immerhin haben wir damit eine weitere empirische Bestätigung für die Annahme, dass sich eine zivilisierte Gesellschaft trivialerweise in lesende und nichtlesende Mitglieder unterscheidet.

Jetzt die gute Nachricht: Eine dynamische Wissensentwicklung in den kommenden 25 Jahren wurde in allen Bereichen der Informationstechnik und in den Medien, bei den neuen Techniken, in der Medizin, in der Umwelttechnik, in der internationalen Wirtschaft und Arbeitswelt sowie in Fragen des gesellschaftlichen Wandels und Wissensmanagements erwartet. Weniger Wissen — und jetzt wird es aufregend — erwartete man in den klassischen Disziplinen wie Mathematik, Physik oder Chemie, die als weitgehend erforscht galten.

Natur- und Geisteswissenschaftler werden sich die Augen reiben: sollte hier etwas nicht stimmen mit dem Wissensbegriff? Immerhin fand sich nebenbei auch eine Definition für Allgemeinbildung: Das Allgemeinwissen — so die Studie — habe die Grundlage für die allgemeine Verständigung zu sein, es müsse den Einstieg in Spezialwissen ermöglichen. — Nun, das ist ein Satz von der Form “Der Grund ist das Fundament der Basis”, also die Aussage eines Generalisten, mit der sich jedenfalls der Philosoph als Spezialist für das Allgemeine nicht abfinden kann. Es spricht — wie gesagt — alles dafür, dass hier etwas mit dem Begriff des Wissens ganz grundsätzlich nicht stimmen kann, weil in ihm gerade das Nichtwissen fehlt. Zur Beantwortung der Frage nach dem Wissen des Nichtwissens müssen wir also weiter ausholen, und dementsprechend gliedern sich meine weiteren Ausführungen in einen historischen und einen systematischen Teil.

Wer seine Geschichte nicht kennt, ist dazu verurteilt, sie zu wiederholen: Wem fielen bei dem Ergebnis der “Wissensdelphi”-Studie, Mathematik, Physik und Chemie seien weitgehend erforscht, nicht die Anfänge der Biographie von Max Planck ein. Als Planck im Jahre 1874 sich bei dem Münchener Physiker Philipp von Jolly wegen eines möglichen Physikstudiums erkundigte, riet dieser dringend ab: In der Physik sei im wesentlichen schon alles erforscht, und es gebe nur noch einige unbedeutende Lücken auszufüllen. Planck hat sich bekanntlich anders entschieden und mit der Begründung der Quantentheorie die Wissenschaften in ein wahres Abenteuer der Vernunft geführt, das sie auch weiterhin und zunehmend in Atem halten wird

Delphi I “Wissensdelphi” und Delphi II “Bildungsdelphi”. Hrsg. vom Bundesministerium für Bildung und Forschung, 1998.

und dessen Ausgang ungewiss ist. Und diese Ungewissheit ist gründlich. Denn wer kann schon behaupten, allein die Relativitätstheorie zu ‘verstehen’? Gewiss ist es vor allem auch den Missverständnissen um das “Genie” Einsteins zu verdanken gewesen, wenn man gesagt hat, es existiere in der Welt nur eine Handvoll Menschen, die die Relativitätstheorie verstünden. Aber es ist doch wohl mehr als nur ein *bon mot*, wenn ein so renommierter Physiker wie Richard Feynman bemerkt, dass “niemand die Quantentheorie versteht”.

Was hat es auf sich mit diesem Nichtwissen? Spricht daraus wieder einmal jenes berühmte *ignoramus – ignorabimus* (‘wir wissen es nicht – wir werden es nicht wissen’)? Das war ja das Stichwort — und Physiker wie von Jolly haben darauf reagiert —, das Emile du Bois-Reymond in seiner 1872 gehaltenen Rede *Über die Grenzen des Naturerkennens* ausgegeben hat: “Gegenüber den Rätseln der Körperwelt” — so du Bois-Reymond¹³ — “ist der Naturforscher längst gewöhnt, mit männlicher Entsagung sein ‘Ignoramus’ auszusprechen [...] Gegenüber dem Rätsel aber, was Materie und Kraft seien und wie sie zu denken vermögen, muss er ein für allemal zu dem viel schwerer abzugebenden Wahrspruch sich entschließen: ‘Ignorabimus’.” Natürlich sollte damit vor allem der Laplacesche “Dämon” metaphysischer — sprich: dogmatischer — Allwissenheit gebannt werden, aber umgekehrt auch die Reflexionslosigkeit der sogenannten Vulgärmaterialisten (Büchner, Vogt und Moleschott) im erkenntnistheoretischen Bereich. Der Naturphilosoph Wilhelm Ostwald¹⁴ zeigt sich gegen das *ignorabimus* jedenfalls unbeeindruckt, für ihn gibt der “Fortschritt der Entdeckungen, die wir täglich neu erleben”, die “Gewähr, dass im Laufe der Zeit ein Wunsch nach dem andern, eine Möglichkeit nach der andern von der Wissenschaft erfüllt und erreicht werden wird, daß also die Wissenschaft dem Ideal der Allmacht sich mit schnellen Schritten nähert.”

Selbstverständlich treffen solche Sätze heute auf kulturkritische Skepsis, aber solche Skepsis ist doch — streng genommen — äußerlich an den Gang der Wissenschaften herangetragen. Die Substanz dieser Aussagen wird dagegen von der Frage nach der Abschließbarkeit — modern gesprochen: “Finalisierung” — von Theorien getroffen. Dazu einen Exkurs.

Man kann nämlich gegen Poppers — wohlgermerkt Sokratisch inspirierten — Fallibilismus behaupten, dass theoretische Entwicklungen zu einem definitiven Abschluss kommen können,

¹³ Über die Grenzen des Naturerkennens, in: Über die Grenzen des Naturerkennens. Die sieben Welträtsel. Zwei Vorträge (1916 ND 1967), S. 51.

¹⁴ Die Wissenschaft, 1911, S. 47.

dass wissenschaftliche Theorien nicht nur provisorische, sondern klassische Geltung erlangen können. Ist es das, was uns die “Wissensdelphi”-Studie mit Planck und Heisenberg sagen will: dass man eine Theorie als “abgeschlossene” bezeichnen kann? Aber der Witz dabei liegt doch darin, dass eine solche Abgeschlossenheit zu einer völlig neuen Theorie führt, also z. B. von der klassischen Mechanik zur Relativitätstheorie.¹⁵ Welches ist also “die Physik”, von der die Wissensdelphi behauptet, sie sei “weitgehend erforscht”? Doch wohl sicher nicht die “klassische” Physik, denn das bewiese eine höchst erstaunliche Unkenntnis der neueren und neuesten Entwicklung dieser Wissenschaft. Und fällt der Fortschritt in den Wissenschaften mit dem zusammen, was die “Wissensdelphi”-Studie als “Problemlösung” heraushebt? Selbst Wittgenstein, der mit seinem *Tractatus* beansprucht, die Probleme der Philosophie “im Wesentlichen endgültig gelöst zu haben”, versucht damit zugleich zu zeigen, “wie wenig damit getan ist, dass die Probleme gelöst sind”¹⁶.

Genau dies ist aber der Anspruch des Mathematikers Hilbert, der das *ignorabimus* mit den Worten zurückweist: “Diese Überzeugung von der Lösbarkeit eines jeden mathematischen Problems ist uns ein kräftiger Ansporn während der Arbeit; wir hören in uns den steten Zuruf: Da ist das Problem, suche die Lösung. Du kannst sie durch reines Denken finden; denn in der Mathematik gibt es kein *Ignorabimus!*”¹⁷ Bemerkenswert dabei ist, dass für Hilbert die Lösbarkeit von Problemen — wohlgemerkt nicht die Lösung — ein Axiom darstellt, einen fraglos gesetzten Ausgangspunkt. Als gewichtigstes Argument für sein Lösbarkeitsaxiom nennt Hilbert die Beweise für die Unlösbarkeit von Problemen: das Parallelenproblem etwa und die Quadratur des Kreises. Diese klassischen Probleme der Mathematik hatten im 19. Jahrhundert — so Hilbert — ihre “völlig befriedigende und strenge Lösung” dadurch erfahren, dass ihre Unlösbarkeit mathematisch bewiesen wurde.¹⁸

Diese Merkwürdigkeit der ‘Erledigung’ unlösbarer Probleme kann man mit Zimmerli¹⁹ als Nichtwissen bezeichnen, “das über die Unmöglichkeit eines bestimmten Wissens definiert wird”. Aber lässt sich das Sokratische Nichtwissen, d.h. das Wissen des Nichtwissens, wirklich axiomatisieren? Denn das würde ja bedeuten, es fraglos zu machen, was ein offensichtli-

¹⁵ Vgl. M. Planck, *Das Weltbild der neuen Physik*, Leipzig 1929, S. 20: “Keineswegs wird sich an der Tatsache mehr etwas ändern, dass durch das Relativitätsprinzip die klassische Theorie auf die höchste Stufe ihrer Vollendung gebracht worden ist und ihr physikalisches Weltbild eine auch in formaler Hinsicht überaus befriedigende Abrundung erfahren hat.”

¹⁶ L. Wittgenstein, *Tractatus logico-philosophicus*. Logisch-philosophische Abhandlung, Vorwort. Hvh. CvW.

¹⁷ D. Hilbert, zit. in H. Mehrrens, *Moderne Sprache Mathematik*, Frankfurt 1990, S. 110.

¹⁸ Vgl. Mehrrens, a.a.O. S. 111.

ches Paradoxon darstellt; und davon hatte sich Sokrates, wie wir gesehen haben, gerade absetzen wollen.

Der Logiker und Philosoph Gottlob Frege hat jedenfalls gewichtige Bedenken gegenüber Hilberts Axiomen–Begriff geäußert und seinen Zweifel bis an den Grundbegriff der Mathematik, die Zahl²⁰, vorangetrieben. Frege stellt Hilberts Anspruch, völlig voraussetzungslos mit den Axiomen zugleich die in ihnen verwendeten Begriffe definieren zu können, ziemlich drastisch in Frage, und es lohnt sich, seine Argumentation ausführlich zu zitieren.

“Und nun erwäge man, dass auf das Verständnis des Wortes ‘Axiom’ alles ankommt, wenn man die Hilbertschen Sätze über die Unabhängigkeit der Axiome voneinander verstehen will. [...] Nehmen wir ein Beispiel! ‘Jedes Anej bazet wenigstens zwei Ellah’. ‘Wie kann jemand solchen haarsträubenden Unsinn schreiben! Was ist ein Anej? Was ist ein Ellah?’ So höre ich mit Entrüstung fragen. Bitte sehr! Das ist ein Axiom, nicht von der alten Euklidischen, sondern von der modernen Art. Es definiert den Begriff *Anej*. Was ein Anej sei, ist eine ganz ungehörige Frage. Erst wäre zu erörtern, unter welchen Umständen eine Antwort genügen würde. Wenn man keinen Gedanken in diesem Axiom findet, so schadet das nichts. Der Satz will gar keine Beschreibung bekannter Tatsachen sein, er deutet solche höchstens an, und zwar sehr fein, z.B. die bekannte Erfahrungstatsache, dass jede Wurst wenigstens zwei Enden hat, oder dass jedes Kind wenigstens zwei Fähnchen schwang. Dies ist offenbar die Beschreibung einer Art, wie die Erfahrungsgegenstände — die Fähnchen — sich miteinander verbinden lassen. Das Anwendungsgebiet dieses Axioms reicht genau so weit, als ihm Erfahrungsgegenstände zugewiesen werden können.”²¹

¹⁹ Einmischungen, a.a.O. S. 115.

²⁰ Von einem Einwand Wittgensteins (Schriften 4, Frankfurt 1969, S. 296 f.) muss ich an dieser Stelle absehen: Während Wittgenstein - wohl 1923 - in F. P. Ranseys Exemplar des *Tractatus* am Rand der Ziffer 6.02 anmerkte, “Number is *the* fundamental idea of calculus and must be introduced as such”, schreibt er in der *Philosophischen Grammatik*: “Die Zahl ist durchaus kein ‘grundlegender mathematischer Begriff’. Es gibt so viele Rechnungen, in denen von Zahlen nicht die Rede ist.”

²¹ G. Frege, Kleine Schriften, Hildesheim 1967, S. 284 f.

Versteht man, so ist eingewandt worden, Axiom auf die von Frege beschriebene Weise, so wäre Mathematik, d.h. Denken, “ein reines Spiel wie Schach oder Dame”²². Dies mag auch der Grund für die Geschichte sein, die von einem nicht näher bekannten Denker berichtet wird, bei dem es zu Hause strikt verboten war, Schach zu spielen. Doch der Fregesche Einwand — mögen ihn Logiker heute teilen oder nicht — reicht weiter, und Heidegger hat das gelegentlich ausgesprochen:

“Der axiomatische Charakter der Axiome besteht ausschließlich in [der] Rolle der Ausschaltung von Widersprüchen und der Sicherung gegen sie. Was ein Axiom, für sich genommen, noch aussagen könnte, bleibt ohne gegenständliche Bedeutung. Die in solchem Sinne gegenstandslose axiomatische Form des wissenschaftlichen Denkens steht heute vor unabsehbaren Möglichkeiten. Dieses axiomatische Denken ist bereits dabei, ohne dass wir dies merken und in seiner Tragweite durchschauen, das Denken des Menschen so zu verändern, dass es sich dem Wesen der modernen Technik anpasst.”²³

Aber selbst Heidegger, der ja ursprünglich “Über das Logische Wesen des Zahlbegriffs” habilitieren wollte, ist in der Frage, was denn eigentlich eine Zahl sei, nicht so weit gegangen wie Frege.

“Es ist doch eigentlich ein Skandal”, so beginnt Frege seinen Aufsatz *Über die Zahlen des Herrn H. Schubert*²⁴,

“dass die Wissenschaft noch über das Wesen der Zahl im unklaren ist. Dass man noch keine allgemein anerkannte Definition der Zahl hat, möchte noch angehen, wenn man wenigstens in der Sache übereinstimmte. Aber selbst darüber, ob die Zahl eine Gruppe von Dingen oder eine mit Kreide auf eine schwarze Tafel von Menschenhand verzeichnete Figur sei, ob sie etwas Seelisches, über dessen Entstehung die Psychologie Auskunft geben müsse, oder ob sie ein logisches Gebilde sei, ob sie geschaffen sei und vergehen

²² K. von Fritz, Die Archai in der griechischen Mathematik, in: Archiv für Begriffsgeschichte I (1955), S. 25 Anm. 20.

²³ M. Heidegger, Der Satz vom Grund, Pfullingen 1978, S. 41.

könne, oder ob sie ewig sei, selbst darüber hat die Wissenschaft noch nichts entschieden. Ist das nicht ein Skandal? Ob ihre Lehrsätze von jenen aus kohlenurem Kalke bestehenden Gebilden oder von unsinnlichen Gegenständen handeln, weiss die Arithmetik nicht. Ebenso wenig herrscht Übereinstimmung in ihr über die Bedeutung des Wortes ‘gleich’ und des Gleichheitszeichens. Die Wissenschaft weiß also nicht, welchen Gedankeninhalt sie mit ihren Lehrsätzen verbindet; sie weiss nicht, womit sie sich beschäftigt; sie ist über ihr eigenes Wesen völlig im Unklaren. Ist das nicht ein Skandal? Und ist es nicht ein Skandal, dass eine Kette von Gedankenlosigkeiten mit Erfolg den Anspruch erheben kann, dem neuesten Stande der Wissenschaft zu entsprechen.”

Besonders an den Mathematiker Weierstrass richtet Frege seine penetrante Frage “Was ist Zahl?” und kommt zu dem lapidaren Ergebnis: “Er hat eben gar nicht darüber nachgedacht. Und warum nicht? Er glaubte offenbar, dass gar kein Nachdenken erforderlich wäre. Ihm fehlte das erste Erfordernis: die Erkenntnis des Nichtwissens.”²⁵

Soweit Frege. Gewiss haben wir es bei ihm auch mit einem Ursprung der analytischen Philosophie zu tun. Zu deren Errungenschaften gehören bekanntlich die Überwindung des Mentalismus und der Aufweis, dass Begriffe im Umgang gebildet werden. Aber es kann bezweifelt werden, ob sich Frege — jedenfalls in der Frage, was Zahl sei — mit der Gebrauchsdefinition von Bedeutung zufrieden gegeben hätte, wonach ich einen Begriff verstehe, wenn ich seinen Gebrauch verstehe. Dazu kommt eine persönliche Tragik: Es ist eine Ironie der Geistesgeschichte, dass mit den von Russell aufgewiesenen Paradoxien der Mengenlehre und dem folgenden Gödelschen Unentscheidbarkeitsbeweis der Widerspruchsfreiheit formaler Systeme Freges Programm einer logischen Grundlegung der Arithmetik und der Hilbertsche Formalismus zusammenbrachen.²⁶ Doch das von Frege aufgewiesene philosophische Problem des Wissens des Nichtwissens bleibt.

²⁴ G. Frege, *Logische Untersuchungen*, Göttingen 1976, S. 113.

²⁵ G. Frege, *Nachgelassene Schriften*, Hamburg 1969, S. 238 f.

²⁶ In der Zeitschrift *Erkenntnis* 2 (1931, S. 147 ff.) hat Gödel in einem Diskussionsbeitrag zum ersten Mal über seine, eine ‘Grundlagenkrise’ auslösende Arbeit berichtet. Dieser Beitrag endet mit den Worten: “Man kann von keinem formalen System mit Sicherheit behaupten, dass alle inhaltlichen Überlegungen in ihm darstellbar sind.” In einem Nachtrag (ebd., S. 150) fasst Gödel seine Abhandlung *Über formal unentscheidbare Sätze der ‘Principia Mathematica’ und verwandter Systeme* zusammen: “Für alle formalen Systeme, für welche eben die Existenz unentscheidbarer arithmetischer Sätze behauptet wurde, gehört insbesondere die Aussage der Widerspruchsfreiheit des betreffenden Systems zu den in diesem System

Auch die in der Folge der sogenannten ‘Grundlagenkrise der Mathematik’ entwickelten konkurrierenden Versuche zur Vermeidung der Widersprüche verdecken — eben als Widerspruchsvermeidungsstrategie — das eigentliche Sokratische Nichtwissen. Bei diesem Nichtwissen geht es gerade nicht um eine technische Bewältigung von Widersprüchen, sondern vielmehr um ein “Auflaufen” auf die Widersprüche, wie B. Liebrucks das genannt hat. Es genügt, sich in Erinnerung zu rufen, dass für das Verständnis des Phänomens des Sokratischen Nichtwissens die Unterscheidung zwischen technischem und sittlichem Wissen wesentlich ist. Das meint ja Wittgenstein mit der Bemerkung, dass mit der Lösung der wissenschaftlichen, d.h. technischen Fragen unsere Lebensprobleme noch gar nicht berührt seien.

Schließlich wäre noch auf die bemerkenswerte Deutung des Begriffs *axioma* durch Á. Szabó hinzuweisen. Nach Szabó bedeutete “Axiom” ursprünglich nicht — wie bei Aristoteles — einen Satz, der des Beweises weder fähig noch bedürftig sei und als solcher von jedermann allgemein anerkannt und als richtig zugegeben wurde. Im Gegenteil habe man ursprünglich gerade jenen Satz als “Axiom” bezeichnet, den nur einer der Dialogpartner als richtige Behauptung der Diskussion zugrunde legen wollte, während der andere Partner damit nur bedingt oder gar nicht einverstanden war. Ein Axiom sei also ursprünglich gerade jener Satz gewesen, dessen Gültigkeit als sehr fraglich empfunden wurde.

Das ist in der Tat ein aufregendes Ergebnis. Denn das bedeutete ja nichts Geringeres, als dass der Gang der Wissenschaften ohne festes Fundament, ohne Grund sei. Einen ‘Nihilismus’ kann man darin freilich nur dann sehen, wenn man den “Fortschritt” der Wissenschaften gerade damit verbindet, dass bestimmte Fragen nicht mehr gestellt oder sogar ausdrücklich verboten werden. Gerade um die Offenhaltung dieser Fraglichkeit geht es Frege, wenn er sagt, “die Wissenschaft weiß nicht was sie tut”, und wenn Heidegger sagt, “die Wissenschaft denkt nicht”. — Das ist eben nicht jene ‘schlechte Metaphysik’, die unter der Parole “*ignoramus–ignorabimus*” bekämpft wurde.

unentscheidbaren Sätzen” (vgl. F. Stadler, Studien zum Wiener Kreis. Ursprung, Entwicklung und Wirkung des Logischen Positivismus im Kontext, Frankfurt 1997, S. 452). Quine (Theorien und Dinge, Frankfurt 1992, S. 178) bemerkt zu diesem Korollar des Hauptsatzes über die Unvollständigkeit der elementaren Zahlentheorie: “Dieses Korollar hat, ebenso wie der Unvollständigkeitsbeweis, einen melancholischen Beiklang. Er erweist sich jedoch als entschieden nützlich, wenn es uns darum geht, zu beweisen, dass eine Theorie stärker ist als eine andere: Dies gelingt, indem wir in der einen Theorie beweisen, dass die andere widerspruchsfrei ist.”

Man kann aber auch, wie Rudolf Carnap, “Was-ist?”-Fragen verbieten und von ihnen behaupten, dass sie nichts erklärten. Wenn damit gemeint ist, dass wir die Suche nach essentialistischen Eigenschaften wie den Weingeist im Wein aufgeben müssten und uns auf relationale Eigenschaften, wie die Gravitation, konzentrieren — ohne die in der Physik nichts verständlich wird -, ist Carnap natürlich völlig im Recht. Doch wie können wir begründet von relationalen Eigenschaften sprechen, wenn wir nicht zugleich nach dem Wesen der Beziehung fragen? Max Jammer hat darauf hingewiesen, dass die Deutung der berühmten Einsteinschen Energiegleichung $E=mc^2$, obgleich im Experiment unzählige Male bestätigt und als grundlegendes empirisches Prinzip anerkannt, bis heute ein Gegenstand heftiger philosophischer Kontroversen ist.²⁷

Natürlich kann man geltend machen, dass Philosophen oder solche, die sich dafür hielten, diesbezüglich die Zunft unsterblich blamiert haben, so dass man durchaus zu dem Schluss kommen konnte, dass die Philosophie zur Klärung der modernen Naturwissenschaften nur wenig oder gar nichts beigetragen habe.

So berichtet der Physiker Robert Havemann von seinem Gespräch mit einem Lehrstuhlinhaber für Dialektischen Materialismus in Moskau, Fatalijew:

“Es ging um die Frage, ob die Welt ein endliches Volumen haben könnte und ob dies mit dem dialektischen Materialismus vereinbar sei. Fatalijew meinte, der Gedanke, dass der Kosmos ein Volumen von endlicher Größe haben könnte, sei weder mit dem dialektischen Materialismus noch mit der einfachen Logik in Einklang zu bringen. Er sagte mir: ‘Sie geben doch zu, dass bei diesen Theorien von einem Radius der Welt gesprochen wird’. Ich sagte: ‘Natürlich! Man kann die Größe mit Hilfe eines Radius angeben.’ Darauf fragte er: ‘Und was ist außerhalb dieses Radius?’ Ich meine, damit war die Unterhaltung an einem Punkt angelangt, an dem es nicht mehr möglich war, sie fortzusetzen und wo unter Naturwissenschaftlern und Kennern der Materie nur noch ein peinliches Gefühl der Verzweiflung entstehen kann.”²⁸

²⁷ Vgl. M. Jammer, Art. “Energie”, in: HistWPh 2, Basel 1972, Spp. 497 f.

²⁸ R. Havemann, Dialektik ohne Dogma?, Berlin 1990, S. 49 f.

Das ist auch, so kann man anmerken, kein Wunder bei Leuten, die jahrzehntlang Trivialitäten von der Form angeboten haben, dass der Dialektische Materialismus die “materialistische Beantwortung der Frage nach dem Verhältnis von Materie und Bewusstsein” sei²⁹. Aber auch der Metaphysik so unverdächtige Wissenschaftler wie Erwin Schrödinger, der sich mit der Kopenhagener Deutung der Quantentheorie nicht so recht anfreunden konnte, geben Anlass zu fundamentalen Zweifeln. In der Folge seines berühmten Katzen–Gedankenexperiments und des sogenannten Einstein–Podolsky–Rosen–Experiments geistern durch die populäre Literatur über die Quantentheorie Katzen, die zugleich lebendig und tot sind und spukhafte Fernwirkungen, die nicht zuletzt durch Einstein aus der neueren Physik eliminiert wurden. Ist die Suche nach der “Schnittstelle” zwischen Quantenwelt und Alltagswelt nicht überhaupt vergeblich? “Mir gefällt”, schreibt Einstein 1935 an Popper, “das ganze modische ‘positivistische’ Kleben am Beobachtbaren überhaupt nicht. Ich halte es für trivial, dass man auf atomistischem Gebiete nicht beliebig genau prognostizieren kann, und denke, dass Theorie nicht aus Beobachtungsergebnissen fabriziert, sondern nur erfunden werden kann.”³⁰ — Auch dieser Begriff der “Erfindung” hat gegenwärtig Konjunktur durch den sog. “Radikalen Konstruktivismus”. Es macht freilich einen Unterschied, ob man, wie Stephen Hawking, das Singularitätsproblem der Urknallhypothese mathematisch elegant durch die Zahl für die imaginäre Zeit (it) löst, oder ob man mit Vaihingers Fiktionalismus die Welt als ganze ‘konstruiert’.

Zusammenfassend lässt sich also feststellen, dass die Probleme der neueren und neuesten Physik zu den alten Fragen der Philosophie zurückführen, genauer: zur Disziplin der Frage, die die Philosophie nun einmal ist als Spezialistin für das Nichtwissen. Kein anderer philosophischer Interpret der modernen Physik hat das so glänzend dargestellt wie Ernst Cassirer. Mitten im rationalen Diskurs, so betont Cassirer, kann jederzeit das “mythische” Denken aufbrechen, wenn das Denken vergisst, dass die Symbole, Analogien und Metaphern, mit denen es die Welt begreift, vom ihm selbst gemacht sind:

“So merkwürdig und paradox es scheinen mag, so ist doch selbst die ‘abstrakteste’ Symbolbildung von diesem Zwange zur Verdinglichung nicht frei. Auch sie hat ständig gegen die Gefahr der Substantialisierung und Hy-

²⁹ Ch. Löser, Die Grundfrage der Philosophie und das Verhältnis von Objektivem und Subjektivem, in: Deutsche Zeitschrift für Philosophie 35 (1987), S. 144.

³⁰ K. Popper, Logik der Forschung, 8. A. a.a.O. S. 413.

postasierung zu streiten; und in dem Augenblick, wo sie dieser Gefahr unterliegt, erfährt der Erkenntnisprozess einen eigentümlichen Rückschlag. Die Prinzipien, das ‘Erste’ der Erkenntnis, werden zum ‘Letzten’ - zu dem, was sie zu fassen sucht, was sich aber gleichsam mehr und mehr von ihr zurückzieht, und was schließlich in eine unerreichbare Ferne zu rücken droht.”³¹

In diesem Sinne kritisiert Cassirer auch die schon erwähnte “Ignorabimus”-Rede von du Bois-Reymond:

“Du Bois-Reymond hebt die Naturerkenntnis weit über alle zufälligen, bloß-empirischen Schranken hinaus; er verleiht ihr, innerhalb ihres eigenen Umkreises, eine Art von Allwissenheit. Aber diese Erhöhung ist nur der Vorbote ihres tiefen Falles. Von dem Gipfel des strengsten exaktesten Wissens wird sie hinabgestürzt in den Abgrund der Unwissenheit — einer Unwissenheit, vor der es keine Rettung gibt [...] Unser Wissen zergeht in Nichts, sobald wir aus der Welt der materiellen Atome in die Welt des ‘Geistigen’, des Bewusstseins eintreten. Hier endet unser Verstehen: denn auch bei vollständiger, bei ‘astronomisch-genauer’ Erkenntnis aller materiellen Systeme der Welt, einschließlich des Systems unseres Gehirns, wäre es uns unmöglich zu begreifen, wie das materielle Sein die rätselhafte Erscheinung des Bewusstseins aus sich hervorgehen lassen kann.”³²

Wo bleibt, so wäre hinzuzufügen, die “Ignorabimus”-Rede am Beginn des Jahrtausends? Denn obwohl sich das Instrumentarium des Denkens beträchtlich verfeinert hat, geben Natur- und Geisteswissenschaftler offen zu, dass sie noch immer nicht wissen, was “Bewusstsein” eigentlich sei, obwohl sie doch tagtäglich damit operativ umgehen. So schlimm wie einst bei dem seeligen Herrn Krug, der von der Philosophie verlangte, auch noch seine Schreibfeder zu deduzieren, meinen es die heutigen Philosophen freilich nicht. Aber sie wüssten doch gerne, ob das, was sie tun, und womit sie es tun, mehr ist als nur eine nützliche “Fiktion”. Wenn es aber beim *ignorabimus* bleibt, so bleibt es auch weiterhin rätselhaft, auf welche Weise eigentlich die “klassischen Disziplinen” wie Mathematik, Physik und Chemie “weitgehend er-

³¹ E. Cassirer, Zur modernen Physik, Darmstadt 1977, S. 140.

³² Cassirer, a.a.O. S. 136.

forscht“ worden sind. Vielleicht ist, um dies zu verstehen, das Fragen selbst noch zu unerforscht. Kommen wir also zum Kern des Nichtwissens: dem Platonischen Dialog *Menon*.

Bekanntlich antwortet Sokrates dem sophistischen Beweis, dass wir weder nach dem Bekannten noch nach dem Unbekannten forschen können, mit seinem Begriff der *anamnesis*, wonach alles Lernen eigentlich ein Wiedererinnern dessen sei, was die Seele vor der Geburt schon geschaut habe. Man hat gegen diesen Begriff der “Wiedererinnerung” eingewendet, dass es schwierig sei, den rationalen Kern dieser Lehre zu fassen. Wir können diesen Einwand hier aber ruhig auf sich beruhen lassen, zumal er erkennen lässt, dass dahinter ein Fortschrittsgedanke steht, nämlich der Fortschritt “vom Mythos zum Logos” — und der ist ja schließlich selbst ein Mythos.

Was aber meint Plato mit Wiedererinnerung? Aufschlussreich ist hier Gadamers Gedanke, dass es eine Methode, das Fragen, die Fragwürdigkeit zu lernen, nicht gibt³³; denn wir müssten diese ja, wenn wir nach ihr fragten, ungefragt voraussetzen. Das Fragen ist vielmehr etwas, das uns zustößt, etwas, dem wir ausgesetzt sind. Wobei wir dieses Ausgesetztsein nicht passivisch im Gegensatz zu “aktiv” verstehen dürfen, sondern eher in dem Sinne, dass wir in diese Fraglichkeit mittenhineinversetzt sind. Mehr noch: das Fragen bedrängt uns und nötigt uns, von unseren Meinungen (*doxai*), also dem Fraglosen abzulassen. Wer oder was bedrängt uns aber und setzt uns in Frage?

Hier kann man zum einen mit Emmanuel Levinas sagen: das ist *der Andere*. Wenn man sich vergegenwärtigt, dass die Anamnesis–Lehre im Zusammenhang der Frage nach der Lehrbarkeit der Tugend steht, so ist es ein zutiefst Platonischer Gedanke, wenn Levinas schreibt: “Der Andere ist für die Vernunft nicht ein Skandal, der sie in eine dialektische Bewegung versetzt, sondern die erste vernünftige Unterweisung.”³⁴ Diese Unterweisung bedeutet, dass der in Frage gesetzte außer sich gesetzt wird oder sogar — wie Levinas sagt — eine “Obsession” erfährt. In diesem Zusammenhang ist es übrigens von großer Bedeutung, dass im *Phaidros*³⁵ die vorgeburtliche Schau der Ideen im Blick auf die Deutung der Liebe als eines göttlichen Wahnsinns geschildert wird.

³³ H.-G. Gadamer, *Wahrheit und Methode*, Tübingen 1975, S. 348.

³⁴ E. Levinas, *Totalität und Unendlichkeit*, Freiburg/München 1987, S. 292 f.

³⁵ *Phaidros* 248 ff.

Doch nicht nur der Andere setzt in Frage, sondern auch die Dinge: die Aufdringlichkeit dessen, was ‘es gibt’. Heidegger hat dies ja eindrucksvoll mit seinem Begriff der “Störung” gezeigt, an dem er die Genese des Ge-wissens und des Wissens demonstriert: Solange der Zusammenhang der Lebenswelt störungsfrei verläuft, besteht kein Anlass, Gegenstände zu unterscheiden und den Konstitutionsprozess der Wissenschaften einzuleiten, und solange die menschliche Interaktion störungsfrei verläuft, besteht kein Anlass, moralische Pänomene als solche zu thematisieren.³⁶

Die Fraglichkeit stellt also den Ursprung oder den Anfang der Theorie dar. Und dieser Anfang ist sozusagen ein ständiger, sofern er eben Frage ist. Damit stellt sich auch die Frage nach der Zeitlichkeit, d.h. Zukünftigkeit dieses Anfangs.

Zuvor jedoch ist ein Problem zu klären: Wer ist eigentlich das Subjekt dieses Anfangs, dieser Fraglichkeit? Schon Aristoteles, sagt Popper, habe Sokrates seine Unwissenheit nicht abgenommen, er habe geglaubt, dass Sokrates wirklich weise ist und seine Unwissenheit nur vor-täuscht.³⁷ Und in der Folge von Cusanus betont Schelling: “Wenn Sokrates sich nur unwissend genannt hätte, weil er wirklich unwissend war, so würde seine Äußerung ja auf eine Unbedeutsamkeit hinauslaufen. Es ist doch nicht besonders überraschend, dass ein Unwissender wirklich unwissend ist; es würde in seinem Fall mehr überraschen, dass er wissend wäre. [...] Die Unwissenheit des Sokrates ist also eine *docta ignorantia*.”³⁸

Genau dies, dass Sokrates’ Nichtwissen nur ein Trick sei, wie Schelling unterstellt, ist zu bezweifeln. “Gelehrt” ist Sokrates gerade nicht, weil er ja den Anfang aller Gelehrsamkeit verkörpert. Und Sokrates sagt ja ausdrücklich auf Menons Unterstellung, sein Fragen verdanke sich bloß dem Zweck der Verwirrung: “Wenn ich die anderen ratlos mache, so tue ich das nicht auf Grund eigener Wohlberatenheit; nein, wenn ich die anderen ratlos mache, so bin ich selbst dabei schlechterdings ratlos.”³⁹ Eher entspricht dem Sokratischen Nichtwissen bei Cusanus also die Figur des *idiotia*, des “Laien”. In diesem Sinne hat Nietzsche unter der Folie des “Typus Jesus” Sokrates gewürdigt:

³⁶ Vgl. M. Heidegger, *Sein und Zeit*, Tübingen 1972, S. 73 f. u. 288.

³⁷ Vgl. K. Popper, *Logik der Forschung*, 8. A. a.a.O. S. 450.

³⁸ Schelling, *Philosophie der Offenbarung 1841/42*, Frankfurt 1977, S. 413.

³⁹ Men. 80.

“Jesus ist das Gegenstück eines Genies: er ist ein Idiot. Man fühle seine Unfähigkeit, eine Realität zu verstehen: er bewegt sich im Kreise um fünf, sechs Begriffe, die er früher gehört und allmählich verstanden, d.h. falsch verstanden hat — in ihnen hat er seine Erfahrung, seine Welt, seine Wahrheit — der Rest ist ihm fremd. Er spricht Worte, wie sie Jedermann braucht — er versteht sie nicht wie Jedermann, er versteht nur seine fünf, sechs schwimmenden Begriffe [...] Man fühle andererseits seine Unfähigkeit, etwas Geistiges zu verstehen: das Wort Geist wird in seinem Munde zum Mißverständniß! Nicht der entfernteste Hauch von Wissenschaft, Geschmack, geistiger Zucht, Logik hat diesen heiligen Idioten angeweht: so wenig als ihn das Leben berührt hat — Natur? Gesetze der Natur? — Niemand hat ihm verrathen daß es eine Natur giebt. [...] Man muss das festhalten: er ist Idiot inmitten eines sehr klugen Volkes... Nur daß seine Schüler es nicht waren — Paulus war ganz und gar kein Idiot! — daran hängt die Geschichte des Christentums.”⁴⁰

Und daran — so füge ich hinzu — hängt auch die Geschichte der Philosophie.

Ist dieses Nichtwissen also ein Vergangenes? Im Gegenteil: Dieses radikale Fraglichsein bezeichnet ein unbedingtes Ausgesetztsein und deshalb ein Vorwegsein — man muss den Begriff des “Vorwissens”, mit dem die Anamnese häufig auch übersetzt wird, zeitlich verstehen. Das Sokratische Nichtwissen ist sich schon immer vorweg, und deshalb ist es das eigentliche zukünftige Wissen, weil es nie Vergangenheit werden kann, denn sonst hörte es ja auf, Frage zu sein. Und weil es wesentlich auch ein In-Frage-Gestelltsein durch den Anderen ist, ist es untrennbar verbunden mit einer anderen Zeit.

Natürlich hängt mit der Frage “Was kann ich wissen” unmittelbar auch die Kantische Frage “Was darf ich hoffen” zusammen. Aber doch nicht so, dass man das, was fraglich, aber zu hoffen ist, hier und jetzt in der Hand hätte. Jacob Burckhardt hat dies einen “erbarmungslosen” Optimismus genannt und sich gegen den Irrtum gewandt, dass “unsere Zeit [...] die Erfüllung aller Zeit” sei und dass in dem linearen Verlauf der Weltgeschichte nach einem “Weltplan” “alles Dagewesene [...] als auf uns berechnet zu betrachten” sei⁴¹.

⁴⁰ Nietzsche, KGW VIII, 3, 14 [38].

⁴¹ J. Burckhardt, Weltgeschichtliche Betrachtungen (1903/5), Werke 4, 1956, S. 3 u. 2.

Gegenüber dieser Fraglosigkeit, die ihr Ziel erreicht hat, ist es mit dem Sokratischen Nichtwissen eigentlich — nichts; es ist eben ohne Grund und weiß nichts von einem Ziel. Aber genau das ist es, was das Philosophieren von jeher nutzbar, aber unscheinbar gemacht hat, wenn es nach Gründen gefragt hat ohne Angst vor dem Nichtwissen.

Natürlich wird es dabei immer begleitet von erbaulichen Gedanken, die dieser Furcht “zum Troste gereichen können”, etwa dem Blochschen “Gewissen des Morgens”. Oder wie der unvergessene Redner in der ehemaligen Sowjetunion sagte: “Gestern noch standen wir vor dem Abgrund. Heute aber haben wir den ersten Schritt in die richtige Richtung getan — nämlich nach vorne.”⁴²

So ist das, wenn man sich einbildet, im Besitz des Ersten oder Letzten zu sein. Aber das Nichtwissen ist der Weg: vom Ersten bis zum Letzten — alles andere ist “Irrtum, Trübheit, Meinung, Streben, Willkür und Vergänglichkeit”⁴³.

⁴² Vgl. Th. Kobusch, Art. “Nichts”, in: *HistWPh* 6, Sp. 836. Kobusch erzählt hier die Geschichte notabene ohne Ironie!

⁴³ G. W. F. Hegel, *Wissenschaft der Logik II, Theorie Werk-Ausgabe*, Bd. 6, Frankfurt 1969, S. 549.

Might-have-been-history

Vom Sinn der Frage „Was wäre geschehen, wenn ...?“

von

FRANK MÜLLER

I. Das Spiel mit der Geschichte

Im Herbst 1798 verfasst Jean Paul eine „Biografie“ seines zukünftigen Lebens. Die sieben poetischen Episteln der *Konjektural-Biographie* schildern, welche Richtungen der Lebensweg ihres Verfassers einschlagen könnte: Umzug auf ein kleines Landgut, Hochzeit, Jubiläum als Autor, Greisentum und schließlich Tod. Wie viele andere Dichter hadert auch Jean Paul mit der Kürze und Flüchtigkeit des Daseins. Auf den langen Schwungfedern der Zeit ist das Leben nur allzu rasch an seinem Endpunkt angekommen. Erst recht, wenn man es vorausschauend überblickt und das Tempo dadurch noch weiter forciert: „Ich schreibe mich (...) der doppelten Abreise sowohl aus Leipzig als aus der Kugel, worauf es liegt, immer näher.“¹

Auch wenn nach Jean Pauls Dafürhalten keine der von ihm beschriebenen Lebensstunden so gewiss sind wie seine letzten, so hält er es doch durchaus für möglich, dass der weitere Verlauf seiner Biografie aus äußeren Umständen wie zum Beispiel den wirtschaftlichen Verhältnissen abgeleitet werden könne: „So wüßst' ich nicht, was (...) dazwischenkommen sollte, daß nichts aus der ganzen antichambrierenden Zukunft würde“². Für Jean Pauls Empfinden scheinen sich die zukünftigen Begebenheiten seines Lebens deshalb in mehr oder weniger klaren Konturen auf der Matrize poetischer Alternativentwürfe abzuzeichnen:

¹ Jean Paul: *Konjektural-Biographie*. In: *Werke in drei Bänden*. Hg. von Norbert Miller. Band 3. München 1969, S. 894.

² Ebd., S. 868.

„Was mich am meisten beruhigt, ist der neckende Hang, den ich öfters am Schicksale bemerkt, immer nach dem Szenenplan meiner fremden Geschichten meine eigne auszuschneiden und so, wenn andre mit der Wirklichkeit ihre Dichtkunst wässern, schöner jene mit dieser bei mir abzusüßen. Wie bei einem Schwenkschießen erzielt' ich häufig mit den optischen Kuchenstücken zugleich reelle Suppentäfelchen und kalte Küche.“³

Was hier für den individuellen Lebenslauf zu beobachten ist, gilt auch für größere Verlaufsformationen. Eine große Faszinationskraft besitzt die Frage „Was wäre geschehen, wenn ...?“ vor allem im Hinblick auf geschichtliche Prozesse. So sinnt Heinrich Heine ein halbes Jahrhundert nach Jean Pauls Doppelgängerauftritt darüber nach, was ein Erfolg der Römer in der Hermannsschlacht im Teutoburger Wald für die deutsche Sprache und Kultur bedeutet hätte: Deutschland wäre römisch geworden. Und wie sein Vorgänger lässt Heine es sich nicht nehmen, das fiktive Szenarium in kräftigen Farben auszumalen:

Birch-Pfeiffer söffe Terpentin,
Wie einst die römischen Damen.
(Man sagt, das sie dadurch den Urin
Besonders wohlriechend bekamen.)

Der grobe Bettler, Vater Jahn,
Der hieße jetzt Grobianus.
Me hercule! Maßmann spräche Latein,
Der Marcus Tullius Maßmanus!

In der anschließenden Gegenüberstellung von fiktiver und realer Geschichte erscheint diese allerdings als eine satirisch verzerrte Negation jener. Die Feststellung, dass es – glücklicherweise – *nicht* so gekommen ist, versöhnt uns nicht etwa mit dem Bestehenden. Im Gegenteil: sie gibt die vorgeblichen Glanzlichter der deutschen Kulturgeschichte der Lächerlichkeit preis. Indem er das Geschehene als mehr oder weniger kontingente Variante aus dem großen Panoptikum des Ungeschehenen hervorzerzt, heilt Heine seinen Leser vom eingebildeten Dünkel und dem übertriebenen Stolz auf die eigenen Errungenschaften. Denn was ist schon mit dem tatsächlichen Gang der Ereignisse gewonnen:

³ Ebd.

Gottlob, der Maßmann spricht kein Latein,
 Birch-Pfeiffer schreibt nur Dramen,
 Und säuft nicht schnöden Terpentin
 Wie Roms galante Damen.

O Hermann, dir verdanken wir das!
 Drum wird dir, wie sich gebühret,
 Zu Detmold ein Monument gesetzt;
 Hab selber subskribieret.⁴

Wenn Schiller Recht hat mit seiner Behauptung, Kultur entfalte sich im Spiel, so gilt dies insbesondere auch für eventualhistorische Spekulationen. Das offenkundige Vergnügen am Durcheinanderrütteln und Neuarrangieren historischer Konstellationen treibt auch die Autoren eines 1980 unter dem Titel *Das waren die 80er Jahre* erschienenen Bandes um.⁵ Das Buch entwirft im Blick auf die Gegenwart eine virtuelle Zukunft, die als „rückblickende“ Geschichtsschreibung präsentiert wird: Bayern wird unter Franz Josef Strauß ein unabhängiges Königreich, ganz England ist an die Walt Disney AG verkauft, während Venedigs Kanäle nach und nach austrocknen.

Dafür soll sich im Juli 1990 in Carslile, England, ein schwerer Störfall eines „Bio-Reaktors“ ereignet haben, wodurch 7200 Kubikmeter bakterioaktive Flüssigkeit freigesetzt worden seien. Starke Westwinde hätten Tröpfchen mit genetisch manipulierten Coli-Bakterien quer über die Insel bis nach Newcastle geblasen. Seitdem säße die Hälfte der britischen Bevölkerung im Abwind des Unglücksreaktors fest – auf den Toiletten, wohin sie anhaltende Durchfälle immer wieder treiben würden.⁶

Auch wenn es hier noch im Mantel der Satire daherkommt: Das kollektive Katastrophenbewusstsein, für das der zukünftige Gang der Ereignisse durch ein breites Spektrum an möglichen Optionen charakterisiert ist, lässt die 80-er Jahre besonders geeignet erscheinen, Ungehehenes in die Welt zu setzen und zur Sprache zu bringen. Nur drei Jahre nach der voraus-

⁴ Heinrich Heine: *Deutschland. Ein Wintermärchen*. Frankfurt am Main 1986, S. 41 f. (Caput XI)

⁵ Vgl. Josef Joffe/Anna von Münchhausen/Michael Neumann (Hg.): *Das waren die 80er Jahre. Rückblick auf ein Jahrzehnt, das uns bevorsteht*. München 1980.

⁶ Vgl. ebd., S. 75.

schauenden Retrospektive in *Das waren die 80er Jahre* erscheint ein philosophischer Traktat, der sich ebenfalls mit einer nahe liegenden Folge aus Wettrüsten und atomarer Bedrohung beschäftigt: der Menschheitsdämmerung.

Wer Qual und Leid ausrotten wolle, behauptet Ulrich Horstmann in seiner berühmt-berüchtigten Streitschrift *Das Untier* (1983), müsse zunächst ihren Verursacher, den Menschen, ausrotten. Erst wenn alles organische Leben auf diesem Planeten ausgelöscht, Mond und Welt ununterscheidbar geworden seien, werde wieder Frieden sein auf Erden. Der gedankliche Fluchtpunkt dieser „Eventualitätsphilosophie“⁷ ist das massenhafte Sterben im Atomtod. Denkt man die schon Jahrhunderte währende Kriegstreiberei der menschlichen Gattung nur konsequent zu Ende, könnte uns laut Horstmann eine strahlende Zukunft beschieden sein:

„Und das Blitzen der Detonationen und der sich über die Kontinente fressende Brand wird sich spiegeln in den Augen des Letzten unserer Art und sein Antlitz erleuchten und verklären. Und alle Geschöpfe werden niedersinken in der Glut und dem Untier huldigen in der Stunde ihres Untergangs als dem Heilande, der sie erlöst hat zum ewigen Tode.“⁸

Hier spricht kein blindwütiger Menschenfeind und Untergangswüstling, sondern jemand, der eine „Denkluft am Katastrophalen und Apokalyptischen“⁹ kultiviert. Horstmann zufolge markiert die herannahende Apokalypse jenen Punkt, an dem wir den Untergang sogar poetisch bzw. eventualphilosophisch vorwegnehmen *müssen*. Der Grund: in Ermangelung überlebender grauer Zellen kann seine Beschreibung zu keinem späteren Zeitpunkt mehr stattfinden.¹⁰ Die logische Konsistenz dieser fürsorglichen Demissionsempfehlung kann jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass der apokalyptische Entwurf Horstmanns grundsätzlich poetischer Natur ist. Die Regeln des Spiels mit der Geschichte, soll das heißen, werden selbst von einem akademisch vorbelasteten Kopf wie diesem nicht mit Hilfe wissenschaftlicher Methoden erzeugt, sondern sind ihrerseits an einem genuin *literarischen* Modell orientiert, dem der „Zeitmaschine“¹¹.

⁷ Vgl. Frank Müller: *Eventualitätsphilosophie*. Nachwort zu: Ulrich Horstmann: *Das Untier. Konturen einer Philosophie der Menschenflucht*. Warendorf 2004, S. 245-277.

⁸ *Das Untier*, ebd., S. 127.

⁹ Ulrich Horstmann: *Endspiele. Todestrieb und apokalyptische Simulation*. In: *Ansichten vom Großen Umsonst. Essays*. Gütersloh 1991, S. 33.

¹⁰ Vgl. ebd., S. 38.

¹¹ Ebd., S. 39.

Ist das Ungeschehene – nicht zu verwechseln mit den raum- und/oder zeitversetzten Utopien oder den Parallelwelten der Science Fiction – also nur eine intellektuelle Spielwiese der Dichter und Philosophen? Oder kommt ihm darüber hinaus auch eine wissenschaftlich-methodologische Bedeutung zu? Im Folgenden stellt sich die Frage nach der Rolle konjunktivistischer Geschichte für die Geschichtsforschung selbst.

II. Zweifel am Ungeschehenen

Der Historiker erforscht mit Hilfe gesicherter Quellen, wie sich Ereignisse begeben haben. Zu seinen Betriebstugenden gehören Gewissenhaftigkeit, Nüchternheit, Sachlichkeit. Das Nachdenken über Eventualitäten, nicht verwirklichte Alternativen, hypothetische Alternativen und verpfuschte Chancen dagegen führt ins Uferlose, ja Unwissenschaftliche. Derlei Spekulationen, so könnte man mutmaßen, sind methodologisch durch nichts abzusichern, denn zu jedem gedachten Ereignis gibt es unzählige Varianten, und so vermehren sich die Alternativen mit der Entfernung vom Geschehenen exponentiell. Wirkliche, geschehene Geschichte schrumpft zu einem bloßen Abfallprodukt nicht realisierter Möglichkeiten.

Schließlich bekommen wir bei dem Versuch, Ungeschehenes für die Geschichtswissenschaft fruchtbar zu machen, ernsthafte subjekttheoretische Schwierigkeiten. Denn wir würden uns, wenn wir über ungeschehene Geschichte nachdenken, zugleich als denkendes Subjekt aus der Geschichte hinwegdenken. Folglich ließe sich kein Standpunkt mehr gewinnen, von dem aus Geschichte im Konjunktiv betrieben werden könnte. Der englische Historiker Niall Ferguson hat für das tief greifende Misstrauen der Geschichtswissenschaft einerseits die offenkundigen Mängel und Inkonsistenzen früherer Versuche alternativer Geschichtsschreibung verantwortlich gemacht. Andererseits, so Ferguson, habe dieses Misstrauen seine Wurzeln in der Geschichtsphilosophie, die in der deutschen stärker als in der angloamerikanischen Denktradition in einem rigiden Determinismus wurzele.¹²

¹² Vgl. Niall Ferguson: *Virtuelle Geschichtsschreibung. Unterwegs zu einer Chaostheorie der Vergangenheit*. In: Ferguson (Hg.): *Virtuelle Geschichte. Historische Alternativen im 20. Jahrhundert*. Darmstadt 1990, S. 11-114.

Die Lage scheint also wenig hoffnungsvoll. Vor Schillers in *Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte* (1789) vorgebrachtem Diktum, dass sich „alle vorhergehenden Zeitalter angestrengt (haben), unser *menschliches* Jahrhundert herbeizuführen“¹³, hätte eine Position, die sich für das Ungeschehene stark macht, ebenso wenig Bestand wie vor dem Tribunal der Fortschrittgläubigkeit und des sonnigen Optimismus. Denn dass wir es zuletzt so herrlich weit gebracht haben, verdanken wir doch allein der Tatsache, dass wir immer auf der richtigen Seite gestanden haben, die richtigen Entscheidungen getroffen haben, die richtigen Leute gelebt haben. Mit anderen Worten: dass Geschichte sich genauso ereignet hat, wie sie sich nun mal ereignet hat – und nicht anders. Trotzdem ist der Kniefall vor dem Faktischen, der die Wirklichkeit zur einzig denkbaren Realität erhebt, noch verfrüht.

In Rousseaus *Discours sur la inégalité* (1755), dessen genetische Geschichtsspekulation den Zündstoff für Schillers Jenaer Antrittsvorlesung abgibt, ist das Verlaufsbild von Geschichte ein anderes. Während Schiller die Vergangenheit allein durch den Filter der Gegenwart betrachtet wie durch einen Kopf stehenden Trichter, setzt der französische Aufklärer bei der Betrachtung des Menschen nichts weiter voraus als den „ersten Embryo der Art“¹⁴. Für Rousseau hat Geschichte die Struktur eines Entscheidungsbaumes: mit dem Passieren einer jeden Verzweigung begeben wir uns zugleich einer Vielzahl (besserer) Möglichkeiten. Im *Essai sur l'origine des langues* führt er aus:

„Dies bringt mich auf den Gedanken, daß, wenn wir nie mehr als physische Bedürfnisse gehabt hätten, wir sehr wahrscheinlich niemals hätten sprechen und uns ausgezeichnet über die Gebärdensprache allein hätten verständigen können. Wir hätten Gesellschaften errichten können, von den heutigen nur geringfügig unterschieden, die ihr Ziel vielleicht sogar noch besser hätten erreichen können“¹⁵.

Rousseaus Geschichtsphilosophie lässt keinen Zweifel daran, dass sich die bürgerliche Gesellschaft beileibe nicht auf dem Königsweg befindet, sondern auf „vergessenen und verlorenen(n) Wegen“¹⁶ umherirrt. Menschheitsgeschichte, wie Rousseau sie sieht, endet – mit allen

¹³ Friedrich Schiller: *Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?* Calw 1948, S. 61f.

¹⁴ Jean-Jacques Rousseau. *Diskurs über die Ungleichheit. Kritische Ausgabe des integralen Textes*. Paderborn; München; Wien; Zürich 1993, S. 77.

¹⁵ Jean-Jacques Rousseau: *Versuch über den Ursprung der Sprachen*. In: Jean-Jacques Rousseau: *Musik und Sprache*. Wilhelmshaven 1984, S. 168.

¹⁶ *Diskurs über die Ungleichheit*, ebd., S. 256.

Begleiterscheinungen moralischer Verkommenheit – in einer Sackgasse. Und er geht noch weiter. So sagt die anthropologische Triebkraft des Geschichtsprozesses, die menschliche Vervollkommnungsfähigkeit (*perfectibilité*), Rousseau zufolge lediglich etwas über die generelle *Fähigkeit* des Menschen aus, sich zu vervollkommen, nichts jedoch über das tatsächliche Eintreten von Fortschritten. Da die Entfaltung der menschlichen Fähigkeiten erst des zufälligen Zusammentreffens mehrerer äußerer Ursachen bedurfte, ist es durchaus vorstellbar, dass die Menschen „ewig“¹⁷ in ihrem tierischen Zustand hätten verharren können.

Die bissigen Reaktionen der fortschrittsgläubigen Zeitgenossen auf Rousseaus *Discours* sind bekannt.¹⁸ Auch wenn die geschichtslose Statik seiner Naturgeschichte auch eine extreme Position des Konjunktivismus markiert, hallt doch das aufklärerische Verbot, sich über ungelegte Eier Gedanken zu machen, in vielen Köpfen bis heute nach. Dabei finden sich in der Geschichtswissenschaft selbst Strukturen und Tendenzen, die dem Möglichen Einlass gewähren.

III. Parahistorie

Was ist überhaupt das „Wissenschaftliche“ an der Geschichtswissenschaft? Geschichtswissenschaft betrachtet keineswegs die „historische Wirklichkeit“; das Urteil, zu dem sie gelangt, ist keine Aussage darüber, „wie es eigentlich gewesen“ sei (Leopold von Ranke). Obgleich sie sich auf Erfahrung stützt, ist sie keine empirische Wissenschaft, weil weder das Erkenntnisobjekt noch das Erkenntnissubjekt feststehende Größen sind, deren Verhältnis experimentell reproduzierbar wäre. Als Reflexionswissenschaft thematisiert sie vielmehr die *Beziehung*, die fortlaufend zwischen Vergangenen, Gegenwärtigen und Zukünftigen entsteht bzw. das *Problem*, das die Vergangenheit für uns darstellt. Dabei folgt sie allgemeinen Regeln rational ausgerichteter Forschung, um zu kontrollierten und verlässlichen Aussagen über einen Sachverhalt zu gelangen.

¹⁷ Ebd., S. 167. – Den entsprechenden Anschauungsunterricht erteilen Rousseau zufolge die Orang-Utans, die als wilde Menschen bislang keine Gelegenheit hatten, ihre virtuellen Eigenschaften zu entwickeln. (Vgl. ebd., S. 327)

¹⁸ Exemplarisch Voltaire: „Nie hat man soviel Geist aufgeboten, um uns zu dummen Eseln zu machen. Man bekommt Lust, auf allen vieren zu gehen, wenn man Ihr (Rousseaus) Werk liest.“ (*Voltaire an Rousseau*, 30. August, 1755. In: Jean-Jacques Rousseau : *Korrespondenzen*. Stuttgart 1992, S. 102.)

Zum wissenschaftlichen Umgang mit Geschichte gehört ebenfalls, dass Methoden im Bedarfsfall verfeinert, Perspektiven verändert, Behauptungen widerrufen werden können. Schon die historistische Geschichtswissenschaft, in der alle wesentlichen Schritte der Verwissenschaftlichung der Historie vollzogen waren, war sich durchaus über den hypothetischen Charakter ihrer Hervorbringungen im Klaren. Wenn sie vom Historiker etwa die Fähigkeit zur „Divination“ fordert, so heißt das in der Sprache des 19. Jahrhunderts, dass zu der quellenkritischen Leistung des Historikers die Synthese, d. h. die selbständige Rekonstruktion der Zusammenhänge durch historische Phantasie unabdingbar dazugehört.¹⁹ Wie Hans-Jürgen Goertz mit Blick auf die moderne Geschichtswissenschaft richtig bemerkt: „Geschichtswissenschaftliche Urteile sind *grundsätzlich* revidierbar: Urteile im Konjunktiv, auch wenn sie gewöhnlich in affirmativen Sätzen formuliert werden.“²⁰

Auch wenn damit noch nicht gesagt ist, dass die Geschichtswissenschaft selbst konjunktivistische Entwürfe hervorbringt, so deutet sich in ihrer epistemologischen „Offenheit“ gegenüber Annahmen, Unwägbarkeiten und Kurskorrekturen zumindest eine gewisse Affinität gegenüber der Konjunkturalhistorie an.

Den oben erhobenen Einwänden zum Trotz existieren Mutmaßungen zum Ungeschehenen, Verhinderten, Unterbliebenen und Versäumten in der Geschichtsschreibung schon lange. Wenn Krösus den Halys nicht überschritten hätte, dann hätte er sein großes Reich nicht zerstört, heißt es bei Herodot. Thukydides, der Herodots Fiktionen zunächst ablehnend gegenübersteht und sie in das Reich der Fabeln verbannt, kann sich den Verlockungen virtueller Geschichte auf Dauer ebenfalls nicht entziehen. Mit seiner imaginären Biografie des Perikles widerruft er, leistet Abbitte zugunsten des Gedankenspiels.²¹

Auch in der Neuzeit haben Historiker, zumal in der angelsächsischen Welt, Gedanken über Unvergangenes niedergeschrieben.²² Aus der Feder des britischen Geschichtsforschers Ar-

¹⁹ Vgl. Wolfgang Hardtwig: *Die Verwissenschaftlichung der neueren Geschichtsschreibung*. In: Hans-Jürgen Goertz (Hg.): *Geschichte. Ein Grundkurs*. Reinbek bei Hamburg 1988, S. 37.

²⁰ Hans-Jürgen Goertz: *Geschichte – Erfahrung und Wissenschaft. Zugänge zum historischen Erkenntnisprozeß*. In: *Geschichte*, ebd., S. 37.

²¹ Vgl. Wolfgang Will: *Perikles: Eine Konjunktural-Biographie des Thukydides*. In: Kai Brodersen (Hg.): *Virtuelle Antike. Wendepunkte in der Alten Geschichte*. Darmstadt 2000, S. 27-29. – Zu Thukydides' Herodot-Rezeption vgl. auch Gregor Weber: *Vom Sinn kontrafaktischer Geschichte*. In: *Virtuelle Antike*, ebd., S. 11-13.

²² Vgl. dazu die zahlreichen literarischen und geschichtsvirtuellen Beispiele in: Niall Ferguson: *Virtuelle Geschichtsschreibung. Unterwegs zu einer Chaostheorie der Vergangenheit*. In: ders. (Hg.): *Virtuelle Geschichte. Historische Alternativen im 20. Jahrhundert*. Darmstadt 1990, S. 11-32.

nold Toynbee stammt ein Text, der von einem Gelehrten aus dem 20. Jahrhundert unter Kaiser Alexander LXXXVI verfasst sein soll. Er bietet einen Rückblick auf die Zeit, die mit Alexander dem Großen begann. Ausgehend von der Annahme, Alexander III sei nicht schon in seinem 33. Lebensjahr von Krankheit dahingerafft worden, „rekonstruiert“ Toynbee in seinem Werk *Some Problems of Greek History* (1969) die gesamte Weltgeschichte aus dessen letzten Plänen.

Um dem Realitätsanspruch des Irrealen noch stärkeren Nachdruck zu verleihen, verkehrt Toynbee die reale Geschichte im Fortgang seiner Überlegungen kurzerhand zur hypothetischen Alternativannahme. Mit den Folgen, dass uns Reisenden durch das Terrain des Hypothetischen plötzlich der vermeintlich sichere Boden unter den Füßen weg bricht und das Geschehene seine scheinbare Selbstverständlichkeit verliert. So gerne wir auch das Nachdenken über historische Alternativen als müßige und unnütze Spekulation abzutun bereit sind, so trostreich ist es doch, dass unserer eigenen Geschichte zumindest eine gewisse Wahrscheinlichkeit zugebilligt wird, wenn im Reich des Ungeschehenen selbst über „Ungeschehenes“ nachgedacht wird:

„Wir (wollen) uns einen Exkurs in den imaginären Bereich dessen gönnen, was gewesen sein könnte. (...) Wir können uns eine Situation vorstellen, in der dieser abenteuerliche Marsch (von Utika nach Italien) durchgeführt worden sein könnte. Stellen wir uns einmal vor, dass Alexander in Babylon im Juni 323 v. Chr. gestorben wäre! – Diese erste Lieferung unserer eingeschobenen Fiktion ist nicht schwer zu akzeptieren, wenn man in Betracht zieht, dass Alexander in jenem Monat einige Tage tatsächlich dem Tode nahe gewesen war.“²³

IV. Alexander Demandts Konzept „Ungeschehener Geschichte“

Hierzulande hat der Berliner Althistoriker Alexander Demandt den Versuch unternommen, das Programm einer virtuellen Geschichte auf methodologisch sichere Füße zu stellen. Sein 1984 erschienener Traktat *Ungeschehene Geschichte* soll zeigen, dass Überlegungen zu Ungeschehenem statthaft, begründbar und überdies unverzichtbar sind. Das Verständnis von Ge-

schichte, so Demandt, bewege sich *per se* im Möglichkeitsspielraum erwägenswerter Alternativen, weshalb der Historiker in seinem ureigensten Interesse über Ungeschehenes nachdenken müsse. In den vermeintlich „harten“ Urteilen der Wissenschaft, behauptet Demandt, seien die Annahmen virtueller Geschichte unausgesprochen mitenthaltend.

Demandts Definition zufolge ist das Konzept der „ungeschehenen Geschichte“ wichtig 1.) für ein Verständnis von Entscheidungssituationen, 2.) für die Gewichtung von Kausalfaktoren, 3.) für die Begründung von Werturteilen und 4.) zur Abschätzung unterschiedlicher Wahrscheinlichkeiten in einem Geschehen.²⁴

Erst indem der Geschichtsforscher – Punkt 1 – die Perspektive der Handlungsträger einnimmt, versetzt er sich in die Lage, den Ereignisspielraum zu ermessen. Das heißt, er „simuliert“ ungeschehene Geschichte und entscheidet danach unter den ihm erkennbaren Alternativen. Für Punkt 2 gilt, dass jede historische Behauptung eine Kausalbehauptung ist, die nur stimmt, wenn die Wirkung nicht auch ohne die Ursache stattgefunden hätte. Allein durch die Widerlegung der jeweils kontrafaktischen Hypothesen sind historische Kausalurteile plausibel falsifizierbar.

Ob ein Ereignis – dritter Punkt – zu begrüßen oder zu bedauern ist, hängt wesentlich davon ab, welche Konsequenzen wir an sein Ausbleiben knüpfen: Wer meint, die Französische Revolution wäre auch ohne ihre sprichwörtliche Kopflosigkeit geglückt, wird die Protagonisten anders beurteilen, als jemand, der diesen Preis für unvermeidlich hält. Vor die Folie der Alternativkonstruktionen gehalten, können so selbst die solidesten Werturteile fadenscheinig werden. Hinsichtlich der Wahrscheinlichkeit sind – Punkt 4 – jeweils die Grade von Regelmäßigkeit oder Zufälligkeit abzuwägen. Hier stehen spröde Gegenstände der historischen Entwicklung formbaren bzw. höchst instabilen gegenüber.

Schon diese Selbstverständigung über den Nutzen von Alternativkonstruktionen mag verdeutlichen, dass auch beim Entwurf einer hypothetischen Geschichtserzählung keineswegs willkürlich und planlos zu Werke gegangen wird. Entsprechend reizlos wäre es für den Konjunkturalhistoriker, sich vollständig von der Realgeschichte abzukoppeln und *alles Mögliche* zu ersinnen. An die Stelle schwereloser Beliebigkeit tritt bei Demandt daher das „Plausible“,

²³ Arnold Toynbee: *Alexander der Große – wird alt*. In: *Virtuelle Antike*, ebd., S. 74.

d. h. „die Betrachtung von Ereignissen, die im engeren Kreise des objektiv Möglichen liegen“²⁵. Dies tun hypothetische Annahmen, wenn sie sich aus einer Analyse der gegebenen Situation nach bestimmten Parametern ableiten lassen.²⁶

Demandt ist sich nicht zu schade, sich selbst als Geschichtsschreiber des Ungeschehenen zu betätigen. Stellt Herodot, der Urvater der virtuellen Historie, ungeschehene Geschichte als geschehen dar, indem er sie inszeniert, Reden fingiert und Traumgesichter erdichtet, so beschreibt Demandt historische Entscheidungssituationen, wägt ab und folgt den markantesten Weggabelungen – wenn auch oft länger, als dies vielleicht nötig wäre.²⁷

Zu den bemerkenswertesten Fallbeispielen gehört freilich das szenische Durchdenken der Möglichkeit, was geschehen wäre, wenn Jesus durch Pontius Pilatus begnadigt worden wäre.²⁸ Demandts Befund ist ein beredtes Beispiel für die Respektlosigkeit und Renitenz, mit der ungeschehene Geschichte gegenüber unseren lieb gewonnenen Traditionen auftreten kann: Mit dem leidvollen Opfertod, so heißt es, entfiele das Kernstück der christlichen Lehre. Die Ethik der Bergpredigt und die Naherwartung des Weltendes allein würden für einen durchschlagenden Missionserfolg kaum ausgereicht haben. Selbst wenn Jesus die Möglichkeit gehabt hätte, noch viele Jahre zu lehren, hätte dies die Überzeugungskraft seines Todes am Kreuz kaum aufgewogen. Ohne die Untat des Pilatus hätte das Christentum jedenfalls nicht zur Weltreligion aufsteigen können, die entstehende „Marktlücke“²⁹ hätte der solare Mithraskult geschlossen.

V. Das Ungeschehene macht Furore

Demandt beschreibt für seine Hausdisziplin, was kritische Stimmen der induktiven Wissenschaft als solcher vorwerfen: dass die von ihr fraglos vorausgesetzten (empirischen) Daten

²⁴ Vgl. Alexander Demandt: *Ungeschehene Geschichte. Ein Traktat über die Frage: Was wäre geschehen, wenn ...?* Göttingen 2001, S. 23-38.

²⁵ *Ungeschehene Geschichte*, ebd., S. 61.

²⁶ Dazu gehören zum Beispiel die Trägheitskräfte des Bestehenden, das Obsiegen einer alternativen Tendenz in der Konkurrenz der Kräfte, zeitliche Variationen (Umdatierung, Beschleunigung, Verzögerung) oder die Auswechslung der Handlungsträger. (Vgl. ebd., S. 61-74.)

²⁷ Angesichts des wissenschaftspragmatischen Ansatzes Demandts sind „Laufweiten“ virtueller Geschichte über mehrere Jahrhunderte hinweg schwerlich plausibel zu machen.

²⁸ Vgl. ebd., S. 101-108. Vgl. außerdem Alexander Demandt: *Pontius Pilatus – begnadigt Jesus*. In: *Virtuelle Antike*, ebd., S. 119-132.

²⁹ *Ungeschehene Geschichte*, ebd., S. 104

keineswegs selbstverständlich sind, sondern in Wahrheit auf hochkomplexen, Vorwissen aktivierenden Vermittlungsprozessen basieren.³⁰ Erfahrung und Beobachtung, sagt der Wissenschaftsforscher Olaf Breidbach, seien keine bloß wahrgenommenen Primärnotationen, sondern nach außen projizierte Grammatiken wissenschaftsimmanenter Strukturierung.³¹ Auch die penible Akuratesse, mit der der Historiker seine Forschungen anstellt, wird nicht darüber hinwegtäuschen können, dass hier gleich mit mehreren Unbekannten gerechnet wird. Dazu gehören historische Phantasie genauso wie die uneingestanden Befindlichkeiten und Motive des Wissenschaftlers selbst, der sumpfige Urgrund „reiner“ Wissenschaft.³²

An solchen Überlegungen zeigt sich, dass der Rekurs auf Geschichte seinerseits durch Geschichte bedingt ist und als geschichtliches Ereignis gedacht werden muss. Nur wenn der Begriff der Geschichte in erkenntnistheoretische Überlegungen mit einbezogen wird, kann verhindert werden, dass der logische Ort für die Rekonstruktion bzw. für die Konstruktion von Geschichte mit dem Geschehen selbst identifiziert wird.³³ Ob es diese Affinität des Ungehehenen zu wissenschaftskritischen Positionen ist, deretwegen Demandts Konzept einer Geschichte im Konjunktiv in den Reihen seiner Berufskollegen so zahlreiche Nachahmer gefunden hat, ist allerdings zu bezweifeln. Viel eher lässt sich ein betriebsblinder Aktionismus beobachten. Aus ihm spricht das Verlangen, für das eigene Forschungsgebiet einmal ungestraft und befreit vom engen Korsett wissenschaftlicher Forschung die hypothetische Gegenrechnung zur tatsächlichen Geschichte aufmachen zu dürfen.

Der 1994 von Michael Salewski unter dem Titel „Alternativ- und Parallelgeschichte“ auf dem Leipziger Historiker-Tag organisierte Sektion ist unter dem Titel *Was Wäre Wenn (2000?)*³⁴ ein einschlägiger Sammelband gefolgt. Über die Präsentation zahlreicher Szenarien ungehehener Geschichte hinaus wird hier u. a. nach Abgrenzungskriterien zwischen kontrafaktischer Literatur (Utopie, Uchronie, Science Fiction, kontrafaktischer Roman), den kontrafaktischen Theoriemodellen der „New Economic History“ („Cliometrics“), der Zukunftsforschung sowie der kontrafaktischen Geschichte innerhalb der Geschichtswissenschaft gefragt; die wis-

³⁰ Demandt hat die Parallele zur Naturwissenschaft ebenfalls im Blick, vgl. ebd., S. 78.

³¹ Vgl. Olaf Breidbach: *Der Analogieschluss in den Naturwissenschaften oder die Fiktion des Realen. Bemerkungen zur Mystik des Induktiven*. Frankfurt am Main 1987.

³² Vgl. *Ungeschehene Geschichte*, ebd., S. 75f., 77f.

³³ Vgl. Ulrich Anacker/Hans Michael Baumgartner. Artikel *Geschichte*. In: Hermann Krings/Hans Michael Baumgartner/Christoph Wild: *Handbuch philosophischer Grundbegriffe*, Band 2. München 1973, S. 547f.

³⁴ Michael Salewski (Hg.): *Was Wäre Wenn. Alternativ- und Parallelgeschichte: Brücken zwischen Phantasie und Wirklichkeit*. Stuttgart 1999.

senschaftstheoretische Ausbeute für das Konzept der Geschichte im Konjunktiv allerdings ist gering.

Trotzdem stehen diese Beiträge für eine ungebrochene Attraktivität des Ungeschehenen – genauso wie die von Ferguson in *Virtuelle Geschichte* (deutsche Ausgabe 1999, erstmals erschienen 1997) versammelten zahlreichen Aufsätze. Hier werden historische Alternativen zum 20. Jahrhundert untersucht: Was wäre gewesen, wenn Hitler in England einmarschiert und die Sowjetunion besiegt hätte? Wie wäre die Geschichte wohl weitergegangen, wenn die Nazis die Sowjetunion im Zweiten Weltkrieg besiegt hätten? Oder: Was hätte sich ereignen können, wenn John F. Kennedy das Attentat von Dallas überlebt hätte? Auch Fergusons im „Methodenteil“ des Buchs veröffentlichter Beitrag trägt nicht unbedingt dazu bei, den ephemeren Standpunkt der Konjunkturalhistorie weiter zu festigen.

Was den Vertretern neuzeitlicher Geschichtsforschung recht ist, ist den Althistorikern nur billig. Auf der von Kai Brodersen in dem bereits erwähnten Band *Virtuelle Antike* (2000) dokumentierten Tagung geht es darum, an entscheidenden Weggabelungen des Altertums rückwirkend eine andere Richtung einzuschlagen – indem man etwa die Lebensdauer „großer Männer“ herauf- oder herabsetzt, richtungsweisende Entscheidungen *ex post* revidiert oder alternative Schlachtausgänge annimmt. Widerspruch gegen Demandts Traktat regt sich in dem vorliegenden Band freilich von Seiten Gregor Webers. Weber versucht Demandts Konzept gleich etliche methodologische Irrtümer nachzuweisen. Forschungspraktisch sei die Idee des Ungeschehenen daher völlig unbrauchbar. Für bedenkenswert hält Weber Demandts Ansatz allein aus einem einzigen Grund:

„Was Not tut – und hierin sehe ich den zentralen Beitrag gerade von Demandts Ansatz – ist ein verstärktes Bemühen um die Selbstverständlichkeit theoretischer Fundierung, um die Offenlegung der Kriterien des eigenen Urteils, um die klare Formulierung von Fragestellungen statt Quellenkritik um ihrer selbst willen und nicht zuletzt um ein Abrücken von einer rein ereignisgeschichtlichen Zugriffsweise.“³⁵

Webers kritisches Nachhaken, das auch die bei Demandt gebräuchlichen Metaphern wie „Plausibilitätsstufen“, die „Knotenstruktur“ der Geschichte, an denen sich der historische

Verlauf immer wieder einschneidend ändert, oder das „Fließgleichgewicht“ historischer Konstellationen, das alle Extreme nach dem Prinzip des Ausgleichs in einem Mittelweg fortführt, hinterfragt, ist geschult an Hubert Kiese wetters breit angelegtem Widerlegungsversuch des historischen Konjunktivismus.

VI. Die Kritik Hubert Kiese wetters

Mit *Irreale oder reale Geschichte?* (2002) widmet Kiese wetter dem aus seiner Sicht kontra-produktiven Versuch Demandts, „die menschliche Sehnsucht nach dem Unbekannten und Unergründlichen als eine historisch legitime Fragestellung oder sogar als eine neue Erkenntnisweise umzudeuten“³⁶, gleich ein ganzes Buch. Dabei schwanken die Vorwürfe, mit denen Kiese wetter seinem Feindbild Kontur verleiht, zwischen der Anprangerung eines historischen Relativismus³⁷ und eines nicht minder naiven Positivismus³⁸. Ungeschehene Geschichte *à la* Demandt unterscheidet sich als „reines Phantasieprodukt“ grundsätzlich von einer historischen Alternativgeschichte „durch die Entkoppelung von jeglicher Realität“³⁹. Im Verlauf seiner Argumentation verbannt Kiese wetter Demandts bereits oben dargestellte Nützlichkeits erwägungen für eine Historie des Ungeschehenen sukzessive in das Reich der wissenschaftlichen Fabeln.

1. Ungeschehene Geschichte soll dazu beitragen, Entscheidungen, deren Spielräume und ihr Zustandekommen besser zu verstehen. Nun kann man sich mit Demandt zum Beispiel fragen, was geschehen wäre, wenn Sokrates das Angebot Kritons, ihm zur Flucht zu verhelfen, angenommen hätte. So kommt man zweifellos dazu, seinen Griff nach dem Schierlingsbecher noch höher einzuschätzen, aber zu einem tieferen Verständnis der Situation führt dies kaum. Für Entscheidungssituationen ist es deshalb laut Kiese wetter sinnvoller, nach Gründen und Motiven für eine Entscheidung zu fragen, als den

³⁵ *Vom Sinn kontrafaktischer Geschichte*, ebd., S. 22f.

³⁶ Hubert Kiese wetter: *Irreale oder reale Geschichte? Ein Traktat über Methodenfragen in der Geschichtswissenschaft*. Herbolzheim 2002. S. 9.

³⁷ Vgl. ebd., S. 24.

³⁸ Vgl. ebd., S. 39.

³⁹ Ebd. – Vgl. auch Kapitel 3 „Konjekturale und alternative Beispiele“, ebd., S. 64-175. Hier zeigt Kiese wetter, dass der Historiker sich keineswegs nur zwischen einer faktenorientierten geschehenen und einer ungeschehenen Geschichte zu entscheiden hat. An den interpretatorischen Varianten zeigt sich vielmehr, dass grundsätzlich *jeder* historischen Darstellung Alternativentwürfe zugrunde liegen und als Motive neben der historischen Wahrheitssuche auch historische Moden, subjektive Präferenzen, politische Standpunkte, religiöse Dogmen usw. die historische Forschung beeinflussen.

Weg einer Alternative ins Ungeschehene weiterzuverfolgen: „Wir müssen also versuchen, zu verstehen, warum er (Sokrates) nicht geflüchtet ist und nicht, was dann geschehen wäre, wenn er etwa geflohen wäre (...). Entscheidend war sein Leben und Tod für ein Verständnis moralisch vorbildlichen Verhaltens.“⁴⁰ Im Spiel mit sehr vielen Unbekannten, und darum handelt es sich hier, kann ein Abwägen plausibler und weniger plausibler Versionen schlechterdings nicht gelingen.

2. Hinter Demandts Argument, ungeschehene Geschichte sei hilfreich zur Gewichtung von Kausalfaktoren, steckt die Vorstellung, dass historisches Geschehen einer vernünftigen Regelmäßigkeit folgt, deren Einsicht sich durch die Konstruktion von Alternativentwürfen vertiefen lässt. Auch wenn die Menschheit bis heute überlebt hat und dabei neben dem bei Horstmann dokumentierten Vernichtungspotenzial auch immer wieder beeindruckende Problemlösungskapazitäten unter Beweis gestellt hat, so hat dies für die *Methodologie* der Geschichtswissenschaft zunächst keinerlei Bedeutung. Die *in nuce* geschichtsphilosophische Deutung des bisherigen historischen Verlaufs als Geschichte von Fortschritten hilft uns nicht dabei, Zukünftiges zu erschließen.⁴¹
3. Mit der Begründung von Werturteilen ist bei Demandt gemeint, dass der Historiker mit der Konstruktion ungeschehener Geschichte Argumentationshilfen für seinen Bewertungsmaßstab eines Ereignisses erhält. Kiesewetter zeigt, dass Demandt Verständnis, Urteile, Gründe und Tatsachen miteinander vermengt bzw. Wertungen als Sachverhalte ausgibt. Obwohl es dem Historiker nicht versagt ist, engagierte Stellungnahmen abzugeben, sollte er sich doch hüten, diese als Resultate seiner wissenschaftlichen Arbeit zu deklarieren.⁴²
4. An Demandts Wahrscheinlichkeitsbegriff kritisiert Kiesewetter dessen allzu große Nähe zur statistischen Wahrscheinlichkeit und zu den Begriffen der exakten Naturwissenschaften. Wenn man in der historischen Wissenschaft überhaupt Wahrscheinlichkeitsaussagen verwendet, so können damit auf keinen Fall statistische, sprich relative Häufigkeitsmerkmale gemeint sein. Denn diese kann es bei singulären historischen Abläufen nicht geben. Hinzu kommt, dass (historische) Hypothesen mit hoher „Wahrscheinlichkeit“ an Gehalt verlieren bzw. mit der „Unwahrscheinlichkeit“ einer An-

⁴⁰ Ebd., S. 66.

⁴¹ Vgl. ebd., S. 67ff.

nahme zunehmen. Gerade originellen Varianten des Ungeschehenen mit großer Erklärungskraft, werden von einer nur geringfügigen „Wahrscheinlichkeit“ gleich wieder zunichte gemacht.⁴³ Nicht minder problematisch erscheint bei Demandt die Kategorie des Zufalls, die lediglich für willkürliche Willensentscheidungen führender Persönlichkeiten zugelassen, ansonsten aber quasi-deterministisch eingeschränkt wird.⁴⁴

Auch mit einer anderen Behauptung hat Kiesewetter zweifellos Recht: Aus der Betrachtung der Vergangenheit lassen sich keine Kriterien ableiten, wie die zukünftige Welt beschaffen sein wird. Auch wenn Kausalitäten in der Geschichte im Nachhinein benannt werden, ist die Zukunft offen und birgt unendlich viele Möglichkeiten, die wir nicht vorhersehen können. Fast immer sind prognostische Aussagen, vorausgesetzt, sie besitzen einen gewissen Grad an Konkretion, schon nach einem kurzen Zeitraum vom tatsächlichen Gang der Geschichte abgeirrt. In der Tat nimmt Demandt bei seinen Zukunftsprognosen etliche Randbedingungen als gegeben an, die erst in der Retrospektive als relativ konstant gelten können.⁴⁵

Trotz der zitatenvütigen und in der Darstellung der Demandtschen Irrtümer um eine fast manische Vollständigkeit bemühten Kritik – schon seine Gegenüberstellung von alternativer und ungeschehener Geschichte zeigt, dass selbst Kiesewetter nicht umhinkommt, dem Möglichen eine Daseinsberechtigung einzuräumen.

Demnach betrifft alternative Geschichte die Konstruktion von Handlungsalternativen für spezifische Situationen, meist Entscheidungen. Dieser gegenüber sind ungeschehene Geschehensverläufe allein durch ihren Ausgangspunkt mit unserer Welt verbunden, entwickeln sich dann aber anders weiter. Zwischen diesen beiden Formen, die sich punktuell oder generell von dem entfernen, was als rekonstruierter Geschehensverlauf akzeptiert ist, existiert für Kiesewetter noch eine dritte Verlaufsform, die er „kontrafaktische“ Geschichte nennt und die „sich durch eine *erheblich größere Nähe* zur realen Geschichte“⁴⁶ auszeichne. Dazu führt er aus:

„Wir sollten uns dieser methodischen Vorgehensweise nur dann bedienen, wenn die alternativen Erklärungsvarianten keine eindeutige historische

⁴² Vgl. ebd., S. 14ff.

⁴³ Vgl. ebd., S. 28ff.

⁴⁴ Vgl. ebd., S. 40ff.

⁴⁵ Vgl. ebd., S. 52ff.

Klarheit zulassen und eine kontrafaktische Analyse das veränderte empirische Grundgerüst in einem anderen, vielleicht erhellenden, Licht erscheinen läßt. Die historische Abstraktion sollte jedoch in keinem Fall in atmosphärische Höhen hinaufsteigen (...), wo die historische Luft so dünn ist, daß notwendigerweise der konjunktivistische Erstickungstod eintreten muß.“

In solchen Formulierungen erscheint der Abstand von Kritiker und Kritisiertem gar nicht einmal so beträchtlich, und vielleicht könnte gerade Kiese wetters nur vordergründig erbitterte Gegnerschaft den historischen Konjunktivismus sogar stabilisieren, indem er ihn hinterrücks zu einer Selbstkorrektur und Neujustierung seines theoretischen Begriffsbestecks anhält.

VII. Die Provinz der Provisorien

Die hehren Wissensideale, die das Konzept des Ungeschehenen vom Sockel ihrer eingebildeten Bedeutsamkeit zu stoßen vorgibt, so scheint es, bestehen unverändert fort – wenn auch unter anderem Vorzeichen. Paradoxerweise hat sich ungeschehene Geschichte innerhalb des Demandschen Konzepts an ihrem versteckten Anspruch auf exakte historische Operationalisierbarkeit und ein (natur-)wissenschaftlich verfeinertes Instrumentarium überhoben. Man könnte dies auch ihren geheimen Determinismus nennen.

Doch ebenso unsinnig wäre es, konjunktivistische Annahmen aus der Wissenschaft zu verbannen. Beschnitten um ihren naturwissenschaftlich-mathematischen *Approach*, in der tatsächlichen Geschichte geerdet und in ihrer Laufweite gezügelt, könnte ungeschehene Geschichte, wie auch Kiese wetters Zugeständnisse erkennen lassen, durchaus eine offiziellere Rolle im Spiel der historischen Interpretationen bekleiden.

Ein Beispiel, wie Ungeschehens trotz des inhärenten Nichtwissens ausgeleuchtet werden kann, liefert die neuere Zukunfts- und Trendforschung.⁴⁷ Auch wenn ihre Absicht in der Konsequenz nur darin besteht, die ermittelten sozialen, technologischen, kulturellen oder spirituellen Trends den involvierten Branchen als wissenschaftlich gestützte Verkaufshilfe anzu-

⁴⁶ Ebd., S. 179.

⁴⁷ Der grundsätzliche Unterschied zwischen den Entwürfen ungeschehener Geschichte, die ja mit einer bekannten Zukunft arbeitet, und einer diesbezüglich „unwissenden“ Zukunftsforschung ist an dieser Stelle vernachlässigbar.

dienen, so erliegt sie zumindest nicht dem folgenschweren Selbstmissverständnis, mehr oder weniger definitive Varianten möglicher Geschichte entwerfen zu können. Eine als „Panoramakunst“ verstandene Zukunftsforschung arbeitet mit evolutionären anstatt mit statistischen Wahrscheinlichkeiten, mit Szenarien von mehr oder weniger hoher Komplexität anstatt mit linearen Ereignisketten.

In der aus Anlass der Terror-Anschläge vom 11. September 2001 entstandenen Studie *Das (Un)Sicherheits-Zeitalter* (2001) zum Beispiel werden vier Szenarien für die folgenden zehn Jahre entwickelt. Dabei geht das Szenario „Djihad Age“ von einer ständigen Eskalation aus, die in Rezession, lokalen Kriegen und ständigen Bedrohungen für die westliche Welt endet, während das optimistische Szenario „Globalisierung Plus“ annimmt, dass der Planet durch die Krise zusammenwächst. Demgegenüber wird in der „Security World“, dem Hochsicherheits-Zeitalter, Big Brother Wirklichkeit: Attentate gehören zum festen psychologischen Erwartungshorizont des Menschen – ein etwa für die Sicherheitsbranche sicherlich wünschenswertes Szenario.

Welchen Weg die weitere Entwicklung auch gehen wird – entscheidend ist das Bewusstsein der Zukunftsforscher, dass wir uns als Besucher im Reich des Möglichen nicht so benehmen dürfen, als hätten unsere Prognosen einen anderen als einen bloß heuristischen Wert:

„Wichtig ist die Offenheit der Zukunftsentwürfe (...). Nicht mehr eine einzige, determinierte Zukunftsvision wird so als Grundlage für strategische Entscheidungen genommen, entwickelt wird vielmehr eine komplexe (...) ‚Weitwinkel-Optik‘, die der Komplexität von Zukunftsentwicklungen gerechter wird und die Zusammenhänge dokumentiert.“⁴⁸

Zu den Tugenden des ambitionierten Zeitreisenden gehört auch auf dem unwegsamem Terrain der Geschichte neben einer besonderen Mischung aus Neugier und Zurückhaltung ein hohes Maß an intellektuellem Durchhaltevermögen sowie die Bereitschaft, Wege im Notfall auch gegen die eingeschlagene Marschrichtung zurückzugehen und immer wieder neue Pfade durch das Dickicht der Eventualitäten zu schlagen. Das Ziel verändert sich mit jeder zurückgelegten Strecke aufs Neue. Dafür darf man unterwegs Halt machen und sich staunend umse-

hen, in der Provinz der Provisorien. Ungeschehene Geschichte, die dies beherzigte, wäre nicht länger ein lediglich in den Konjunktiv transponierter Determinismus.

Literatur

- Ulrich Anacker/Hans Michael Baumgartner. Artikel *Geschichte*. In: Hermann Krings/Hans Michael Baumgartner/Christoph Wild: *Handbuch philosophischer Grundbegriffe*, Band 2. München 1973, S. 547-557.
- Olaf Breidbach: *Der Analogieschluß in den Naturwissenschaften oder die Fiktion des Realen. Bemerkungen zur Mystik des Induktiven*. Frankfurt am Main 1987.
- Alexander Demandt: *Pontius Pilatus – begnadigt Jesus*. In: Kai Brodersen (Hg.): *Virtuelle Antike. Wendepunkte in der Alten Geschichte*. Darmstadt 2000, S. 119-132.
- Alexander Demandt: *Ungeschehene Geschichte. Ein Traktat über die Frage: Was wäre geschehen, wenn...?* Göttingen 2001.
- Niall Ferguson: *Virtuelle Geschichtsschreibung. Unterwegs zu einer Chaostheorie der Vergangenheit*. In: Ferguson (Hg.): *Virtuelle Geschichte. Historische Alternativen im 20. Jahrhundert*. Darmstadt 1990, S. 11-114.
- Hans-Jürgen Goertz: *Geschichte – Erfahrung und Wissenschaft. Zugänge zum historischen Erkenntnisprozeß*. In: Hans-Jürgen Goertz (Hg.): *Geschichte. Ein Grundkurs*. Reinbek bei Hamburg 1988, S. 15-41.
- Heinrich Heine: *Deutschland. Ein Wintermärchen*. Frankfurt am Main 1986.
- Wolfgang Hardtwig: *Die Verwissenschaftlichung der neueren Geschichtsschreibung*. In: Hans-Jürgen Goertz (Hg.): *Geschichte. Ein Grundkurs*. Reinbek bei Hamburg 1988, S. 245-260.
- Ulrich Horstmann: *Endspiele. Todestrieb und apokalyptische Simulation*. In: *Ansichten vom Großen Umsonst. Essays*. Gütersloh 1991, S. 31-42.
- Ulrich Horstmann: *Das Untier. Konturen einer Philosophie der Menschenflucht*. Warendorf 2004.
- Matthias Horx: *Das (Un)Sicherheits-Zeitalter – The (In)Security Age. Der Megatrend „Terror“ und seine Auswirkungen auf Wirtschaft, Politik und Gesellschaft – der Zeitenbruch nach dem 11. September 2001*. Zukunftsinstitut GmbH 2001.
- Josef Joffe/Anna von Münchhausen/Michael Neumann (Hg.): *Das waren die 80er Jahre. Rückblick auf ein Jahrzehnt, das uns bevorsteht*. München 1980.
- Hubert Kiesewetter: *Irreale oder reale Geschichte? Ein Traktat über Methodenfragen in der Geschichtswissenschaft*. Herbolzheim 2002.
- Frank Müller: *Eventualitätsphilosophie*. Nachwort zu: Ulrich Horstmann: *Das Untier. Konturen einer Philosophie der Menschenflucht*. Warendorf 2004, S. 245-277.
- Jean Paul: *Konjunktural-Biographie*. In: *Werke in drei Bänden*. Hg. von Norbert Miller. Band 3. München 1969, S. 863-906.
- Jean-Jacques Rousseau: *Diskurs über die Ungleichheit. Kritische Ausgabe des integralen Textes*. Paderborn; München; Wien; Zürich 1993.
- Jean-Jacques Rousseau: *Korrespondenzen*. Stuttgart 1992.
- Jean-Jacques Rousseau: *Versuch über den Ursprung der Sprachen*. In: Jean-Jacques Rousseau: *Musik und Sprache*. Wilhelmshaven 1984.

⁴⁸ Matthias Horx: *Das (Un)Sicherheits-Zeitalter – The (In)Security Age. Der Megatrend „Terror“ und seine Auswirkungen auf Wirtschaft, Politik und Gesellschaft – der Zeitenbruch nach dem 11. September 2001*. Zukunftsinstitut GmbH 2001, S. 22.

- Michael Salewski (Hg.): *Was Wäre Wenn. Alternativ- und Parallelgeschichte: Brücken zwischen Phantasie und Wirklichkeit*. Stuttgart 1999.
- Friedrich Schiller: *Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?* Calw 1948.
- Arnold Toynbee: *Alexander der Große – wird alt*. In: Kai Brodersen (Hg.): *Virtuelle Antike. Wendepunkte in der Alten Geschichte*. Darmstadt 2000, S. 43-102.
- Gregor Weber: *Vom Sinn kontrafaktischer Geschichte*. In: Kai Brodersen (Hg.): *Virtuelle Antike. Wendepunkte in der Alten Geschichte*. Darmstadt 2000, S. 11-23.
- Wolfgang Will: *Perikles: Eine Konjunktural-Biographie des Thukydides*. In: Kai Brodersen (Hg.): *Virtuelle Antike. Wendepunkte in der Alten Geschichte*. Darmstadt 2000, S. 27-36.

Angewandtes Nichtwissen - Voraussetzung für neues Wissen?

von

FLORIAN HABERMANN*

Abstract: Um ihre Zukunftsfähigkeit zu sichern, muss eine moderne Gesellschaft ständig neues Wissen generieren. Dieser Text untersucht im Rahmen der Ökologie des Wissens, wie neues Wissen entstehen kann: aus bereits vorhandenem Wissen, aus Nichtwissen und aus Angewandtem Nichtwissen. Hierbei wird insbesondere die Bedeutung des Angewandten Nichtwissens als anwendungsorientierte Theorie herausgearbeitet.

Wir leben im Zeitalter des Wissens, in der so genannten Wissensgesellschaft. Bildung, Innovation, Information, Forschung – das sind die Schlagworte, die in der Presse unsere Zukunftsfähigkeit beschreiben. Die Forderung, den hiesigen Forschungsstandort und damit die Generierung von neuem Wissen zu stärken, führt zu der Frage, wie denn eigentlich neues Wissen entsteht: Aus vorhandenem Wissen? Aus noch nicht vorhandenem Wissen, also Nichtwissen? Und: Welche Rolle spielt bei der Entstehung von neuem Wissen das Angewandte Nichtwissen?

Ökologie

Um die Rolle des Angewandten Nichtwissens als mögliche Voraussetzung für neues Wissen zu identifizieren, ist zunächst zu klären, was Wissen überhaupt bedeutet und wie die Wissenschaft das Wissen sowie das Entstehen von neuem Wissen sieht. Die *Ökologie des Wissens*

* Der Autor dankt Prof. Dr. Dres. h.c. Werner Kirsch und Prof. Dr. Reiner Leidl sowie den Teilnehmern des postgradualen Studiengangs Master of Business Research (MBR) an der Fakultät für Betriebswirtschaft der Ludwig-Maximilians-Universität München, in dessen Rahmen diese Überlegungen entstanden sind. Weiterhin gilt mein besonderer Dank Caroline Lerch, M.A. für ihre kritischen Anmerkungen und Textkorrekturen.

nach Kirsch¹ beschäftigt sich unter anderem mit diesen beiden Fragen. Was bedeuten nach Kirsch Ökologie und Wissen? *Ökologie* – der Terminus ist bereits 1866 von Haeckel eingeführt worden² – definiert sich als Wissenschaft, die die Wechselbeziehungen zwischen *Organismen untereinander* und *mit ihrer Umwelt* beschreibt. In einem Organismus bewegen sich verschiedene Akteure: Personen, die eine aktive Rolle in einem System einnehmen oder aber auch passiv in dem Sinne sind, dass sie das System und ihre Umwelt beobachten. Ein System beschreibt nun nach Kirsch einen geschlossenen, abgrenzbaren Bereich, z.B. eine Clique, eine gesellschaftliche Gruppierung oder ein Unternehmen. Die Ökologie betrachtet demnach einzelne Systeme und die sich darin befindlichen Akteure und deren Handlungen. Die einzelnen Systeme sind durch die Handlungen der Akteure veränderlich. Da Systeme Teil eines übergeordneten Systems sein können, haben Veränderungen in einem Teilsystem Auswirkungen auf das übergeordnete System.

Wissen

Nach der recht klaren Definition von Ökologie stellt sich die Definition von *Wissen* als wesentlich schwieriger heraus. Nach Überlegungen der Entscheidungstheorie³ kann zunächst zwischen *primärem* und *sekundärem* Wissen unterschieden werden. Das primäre Wissen bezieht sich auf das Wissen selbst: Werden die Farben blau und gelb gemischt, entsteht die Farbe grün. Mit sekundärem Wissen ist dagegen ein mit dem jeweiligen „gesicherten“ Wissen verbundenes subjektives Wissen gemeint: Jedes Subjekt hat sich durch persönliche Erfahrungen sein eigenes Wissen geschaffen. So weiß ein Künstler, der ein Bild malt, aus seiner langjährigen Berufserfahrung, welche Farbmischung er nehmen muss, um genau einen bestimmten Grünton zu treffen. Auch wird er mit dieser Farbe etwas verbinden – weil er sie

¹ Werner Kirsch ist Vorstand des Instituts für Unternehmenspolitik und strategische Führung der Fakultät für Betriebswirtschaft an der Ludwig-Maximilians-Universität München (siehe auch www.strategic-management.de). Außer mit Fragen der Unternehmenspolitik und strategischen Führung von Unternehmen beschäftigt er sich insbesondere mit betriebswirtschaftlicher und organisationstheoretischer Grundlagenforschung. In diesem Rahmen hat er die Evolutionäre Organisationstheorie entwickelt, deren Kernstück eine Ökologie des Wissens bildet. Vgl. z.B. Kirsch (1997a).

² Haeckel versteht unter Ökologie „die gesamte Wissenschaft von den Beziehungen des Organismus zur umgebenden Außenwelt, wohin wir im weiteren Sinne alle ‚Existenzbedingungen‘ rechnen können“. Haeckel (1866), S. 286, zitiert in Huber (1989), S. 58.

³ Die klassische Entscheidungstheorie beschäftigt sich mit Situationen, in denen ein Entscheider zwischen verschiedenen Aktionen wählen kann, die – abhängig von der Situation, in der er sich befindet – zu unterschiedlichen Ergebnissen führen. Zur Entscheidungstheorie vgl. unter anderem Bamberg und Coenenberg (2004), Kirsch (1997c) und Laux (2005).

schon in anderen Werken benutzt hat. Einer Person, die zum ersten Mal zum Pinsel greift, fehlt diese Erfahrung.

Luhmann versteht unter Wissen „das Gesamtergebn struktureller Kopplungen des Gesellschaftssystems“.⁴ Ein System, also z.B. ein Unternehmen, besteht aus einem Wissenspool: zum einen aus dem primären Wissen, zum anderen aber insbesondere aus dem sekundären Wissen. Dieses wird von Luhmann als *implizites Wissen* eines Systems bezeichnet: Das implizite Wissen hält ein System zusammen und grenzt es von anderen Systemen ab. Wenn jedes kleine System sein eigenes implizites Wissen hat, ist offensichtlich, dass sich Systeme genau in diesem unterschiedlichen impliziten Wissen differenzieren. Es entsteht eine Grenze zwischen unterschiedlichen Systemen, die nicht ohne weiteres überschritten werden kann. Eine Möglichkeit zur Überschreitung der Grenze ist die *Kommunikation*. Durch Kommunikation werden die Systeme miteinander verbunden, gekoppelt. Werden alle Systeme mit ihrem individuellen impliziten Wissen zusammengefasst und durch Verfahrensweisen wie Kommunikation gekoppelt, entsteht ein übergeordnetes System, „das Gesamtergebn struktureller Kopplungen des Gesellschaftssystems“.⁵

Kirsch fasst den Begriff des Wissens nun in seiner Ökologie des Wissens in einem *weiten Sinne* auf. Der eben beschriebene Versuch einer Definition von Wissen wird um „Vorstellungen“ erweitert, die noch nicht konkretisiert sind in dem Sinne, dass eine Beurteilung bzgl. ihrer Richtigkeit noch nicht erfolgt ist. Unter Vorstellungen können *Ideen, Gedanken*, aber auch *Äußerungen* und *Handlungen* verstanden werden. Vorstellungen haben nach allgemeinem Verständnis aber nichts mit Wissen im Sinne von gesicherten Fakten zu tun.⁶ Kirsch vertritt hier eine konstruktivistische Position: Diese widerspricht der landläufigen Meinung, Wissen sei gleichzusetzen mit *Wahrheit*. Um nämlich Wissen als eindeutig wahr oder falsch bestimmen zu können, ist es notwendig, sich neues Wissen anzueignen. Nur aus einer übergeordneten Ebene kann Wissen nach seinem Wahrheitsgehalt beurteilt werden. Sobald aber ein Individuum diese übergeordnete Ebene betritt, ändert sich sein Wissenspool. Für die Definition von Wissen hat dies zur Folge, dass letztendlich Wissen nicht definierbar ist: Die Definition des Begriffs „Wissen“ verändert wiederum das Wissen selber, da die Definition Bestandteil

⁴ Luhmann (1990), S. 163.

⁵ Luhmann (1990), S. 163.

⁶ Vgl. Kirsch (1997a), S. 318, Fußnote 186.

des Wissens wird. Somit ist die Definition schon wieder nicht vollständig.⁷ Dieser Vorgang wird als Selbstbezüglichkeit bezeichnet.

Ökologie des Wissens

Fügt man Ökologie und Wissen zur *Ökologie des Wissens* zusammen und beachtet die letzte Aussage, dass Wissen nicht definierbar ist, muss die Ökologie des Wissens⁸ bereits alles Wissen beinhalten.⁹ Das bedeutet nichts anderes, als dass nicht nur das Wissen, sondern das gesamte übergeordnete System mit all seinen Teilsystemen - die Ökologie des Wissens - wiederum die eben beschriebene Selbstbezüglichkeit aufweist. In letzter Konsequenz heißt dies, es gibt keinen außerhalb des Systems „Ökologie des Wissens“ stehenden Akteur. Seine Aussagen und Beschreibungen der Ökologie des Wissens sind nämlich in der selbigen als Teilmenge enthalten.¹⁰ Eine Unterscheidung zwischen wahrem und falschem Wissen bezüglich des Systems der Ökologie des Wissens kann somit nicht getroffen werden. Die Ökologie äußert sich nunmehr in der Beziehung des Wissens der einzelnen Systeme untereinander, zwischen dem Wissen, dem Anwender des Wissens und dem Produzenten des Wissens sowie zwischen dem Wissen und der Realität.¹¹

Wissen aus vorhandenem Wissen

Wie entwickelt sich neues Wissen? Die Grenzen zwischen unterschiedlichen Systemen lassen sich durch Kommunikation überwinden. Wie jeder aus eigener Erfahrung weiß, können innerhalb der Kommunikation Verständnisschwierigkeiten, Irritationen auftreten: Der Sprecher sagt etwas, der Angesprochene versteht es aber vollkommen anders, da er mit den Worten etwas ganz anderes verbindet. Wie oft spricht man in der Clique mit jemandem über ein ge-

⁷ Vgl. dazu ausführlich Luhmann (1990), S. 167-270.

⁸ Der Begriff geht auf Vickers (1968) zurück, der die „ecology of the ideas“ in die Sozialwissenschaft eingeführt hat. Er erweitert sie mit der „ecology of the conceptual World“. Vgl. Vickers (1968), S. 3-70 und S. 173.

⁹ Vgl. Kirsch (1997a), S. 318.

¹⁰ Vgl. Kirsch (1997a), S. 365 und Schink (1997), S. 58-62.

¹¹ Kirsch spricht von Idee und nicht von Wissen. Allerdings ist der Begriff „Idee“ in seiner Definition von Wissen enthalten. Die Begriffe „Idee“ und „Wissen“ können somit synonym verwendet werden, auch wenn später hierzu noch einmal eine explizite Unterscheidung getroffen werden muss. Vgl. Kirsch (1997a), S. 363-366 und S. 318, Fußnote 186.

meinsames Erlebnis nur dadurch, dass ein, zwei Worte ausreichen, und der andere weiß, worüber gesprochen wird. Auf die Nachfrage, was dies zu bedeuten habe, kommt dann meist die Antwort „Dies ist ein Insider“. Genauso könnte man sagen „Dies ist unser gemeinsames implizites Wissen“. Die darauf folgende Reaktion besteht in dem Versuch, das andere System zu verstehen. Dies kann nur gelingen, wenn implizites Wissen aus dem anderen System in das eigene System übertragen bzw. übersetzt werden kann. Genau diese Übersetzung ist problematisch: Die Beobachtung, dass das andere System ein anderes Wissen hat, ist schnell gemacht. Die Kommunikation über Beobachtungen dagegen ist schwierig: Sie kann nicht durch eine neutrale Sprache erfolgen. Das eigentliche neue Wissen entsteht nun genau durch diese Kommunikationsprobleme: ein System bzw. die Akteure eines Systems können auf die Kommunikationsschwierigkeiten, die sie beobachten, reagieren und versuchen, sie zu beheben.¹² Ein Beobachter kann durch eine bewusste Wahrnehmung seiner Beobachtung, durch die Aussagen, die er tätigt, um die Beobachtung zu beschreiben, neues Wissen für sich und sein System aus einem anderen System generieren. Hört man in der Clique also beispielsweise auf die Aussagen der sich im Insider-Jargon unterhaltenden Freunde, fragt nach, erfährt die Hintergrundgeschichte, so werden diese Aussagen selbst zu seinem eigenem, neuen Wissen.¹³

In der Ökologie des Wissens wird das Entstehen von neuem Wissen explizit berücksichtigt:

„Man betrachtet den nie endenden „Kreislauf“ der Produktion, Kommunikation und Verwendung von Wissen, wobei sich in jeder „Verwendung“ wiederum eine Neuproduktion von anderem Wissen niederschlägt.“¹⁴

Neues Wissen kann demnach durch bereits vorhandenes Wissen entstehen. Kann Wissen aber nicht insbesondere auch aus Nichtwissen entstehen?

¹² Vgl. Luhmann (1990), S. 122-166.

¹³ Vgl. Kisch (2003), S. 127-128.

¹⁴ Kirsch (1997b), S. 25.

Wissen aus Nichtwissen

Zunächst: Was ist eigentlich *Nichtwissen*?¹⁵ Nach den bisherigen Ausführungen liegt es auf der Hand, Nichtwissen als Abweichung von wahrem Wissen zu bezeichnen. Wie bereits skizziert, ist es allerdings problematisch, von wahrem Wissen zu sprechen. Nichtwissen sollte explizit als *Kehrseite von Wissen*, als eine andere Seite einer Unterscheidung und somit als eigenständig betrachtet werden.¹⁶

Wie könnte diese Unterscheidung besser beschrieben werden? Dazu kann auf den von Vickers geprägten Begriff der „Ökologie der Ideen“ und den von Luhmann eingeführten Begriff der „Ökologie des Nichtwissens“ zurückgegriffen werden. Die *Ökologie der Ideen* steckt einen Rahmen ab, der aus einer momentanen Perspektive, aus der Lebenswelt der Akteure *vorstellbar* ist. Keine Beachtung finden aber die so genannten „blinden Flecken“ oder „unmarked spaces“¹⁷ in den vorstellbaren Ideen, d.h. solche Ideen, die aus unserem heutigen Wissensstand noch gar nicht beschreibbar sind. Wer hätte vor hundert Jahren etwas mit dem Begriffen „Internet“ oder „googlen“ anfangen können? Geschweige denn, wer hätte sich vorstellen können, dass es diese jemals geben wird? Bezieht man nun die Ökologie des Nichtwissens von Luhmann in die Ökologie der Ideen mit ein, können die blinden Flecken beseitigt werden.¹⁸ Die blinden Flecken beschreiben nämlich genau das Nichtwissen, das noch nicht in unseren Vorstellungen, in unseren Ideen enthalten ist. Luhmann bezeichnet diese Art von Nichtwissen als unspezifiziertes Nichtwissen. Das *unspezifizierte Nichtwissen* führt zu so genannten katastrophischen *Risikokonstruktionen*, also Konstruktionen, die zu einem „Totalschaden“ führen können. Da Individuen bestimmte Sachen nicht wissen und ihnen vor allem nicht bewusst sind, können sie auch deren Folgen nicht abschätzen. Anders verhält es sich mit dem weiterhin in der Ökologie des Nichtwissens berücksichtigten und von Japp so unterschiedenen *spezifischen Nichtwissen*. Spezifisches Nichtwissen, also bereits relativ konkretes, erkanntes und vor allem bewusstes Nichtwissen, transformiert Nichtwissen in Wissen. Im spezifischen Nichtwissen kann weiterhin nach bereits spezifiziertem

¹⁵ Bereits in der Antike ist das Nichtwissen diskutiert. Platons Paradoxon der Eristiker besagt, dem Menschen sei es unmöglich zu forschen, da er nach dem, was er weiß, nicht mehr forschen brauche und nach dem, was er nicht weiß, nicht forschen könne, da er nicht wisse, wonach er forschen solle. Sokrates antwortete darauf mit dem Begriff der anamnesis. Danach ist Lernen ein Wiedererinnern. Der Mathematiker Johannes von Kries legt für die Betrachtung des Nichtwissens, aufbauend auf den Begriff des Spielraums von Kant, weitere Grundlagen. Für einen ausführlichen historischen Überblick vgl. von Wolzogen (2003).

¹⁶ Vgl. Japp (1999), S. 25.

¹⁷ Dieser Begriff geht auf Spencer-Brown zurück, zitiert in Luhmann (1992), S. 155, Fußnote 7.

¹⁸ Vgl. Kernstock (1995), S. 182-183.

Nichtwissen, also Nichtwissen, das bereits identifiziert und benannt ist, und nach spezifizierbarem Nichtwissen, also Nichtwissen, das noch nicht entdeckt ist, aber potentiell aufgedeckt werden kann, differenziert werden. Durch spezifiziertes Nichtwissen, das temporären Charakter aufweist, und ihre Umwandlung in Wissen wird ein Erkenntnisfortschritt, ein *Erkenntnisgewinn* erzielt.¹⁹

Auch aus Nichtwissen wird demnach neues Wissen generiert. Die interessante Frage, die sich nun stellt, lautet aber: Wird auch aus Angewandtem Nichtwissen neues Wissen gewonnen?

Wissen aus Angewandtem Nichtwissen

Das Angewandte Nichtwissen stellt explizit das Nichtwissen und seine mögliche Verwendung heraus. Es verknüpft Theorie und Praxis: Durch den bewussten Umgang mit Nichtwissen im Alltag sollen die theoretischen Abhandlungen über das Nichtwissen in der Praxis zur Anwendung kommen. Allein der Name *Angewandtes* Nichtwissen suggeriert bereits den Praxisbezug und die damit verbundene Möglichkeit, durch die Anwendung von Nichtwissen neues Wissen zu generieren. Ist diese Suggestion richtig?

Das Angewandte Nichtwissen ist zunächst abzugrenzen von Unwissenheit und moralischen Defiziten. *Unwissenheit* sagt zunächst aus, dass wir nicht wissen, was wir tatsächlich tun. Die Folgen einer Entdeckung oder einer Handlung können nicht oder nur partiell eingeschätzt werden, so „daß sich die scheinbar gefahrlose Anwendung von Wissen in ihrer Durchführung als Unwissenheit entpuppt.“²⁰ Unwissenheit umschreibt demnach etwas, wovon wir keine Kenntnis haben und weswegen wir gleichzeitig keinen Mangel empfinden, wofür wir also kein Bewusstsein entwickelt haben.²¹ Wird Nichtwissen angewandt, das ex ante risikobehaftet ist, muss eine *Risikoabwägung* erfolgen.²² *Nichtwissen* in der Bedeutung von Angewandtem Nichtwissen impliziert die *Erkenntnis über den Mangel an Wissen*.²³ Der Mensch weist *moralische Defizite* auf: Er erkennt in zunehmendem Maße die negativen Folgen seines Handelns, d.h. er erhöht seine Einsichtsfähigkeit. Gleichzeitig aber, so scheint es, handelt der

¹⁹ Die Unterscheidung des gesicherten wissenschaftlichen Wissens von spezifischem Nichtwissen geht auf Merton (1987), zitiert in Japp (1999), S. 27-28 zurück.

²⁰ Althaus (1992), S. 5.

²¹ Vgl. Gail (2000), S. 4.

²² Vgl. Althaus (1992), S. 6.

Mensch in abnehmendem Maße nach dieser Einsicht. Als letzte Konsequenz muss ein apokalyptisches Fazit gezogen werden. Um die Apokalypse hinauszuzögern oder gar aufzuhalten, sollte sich der Mensch seinen Mangel an Wissen, der zu negativen Folgen von Handlungen führen kann, eingestehen und bewusst das Wissen um das Nichtwissen anwenden. So können negative Folgen vermieden oder zumindest abgeschwächt werden.²⁴

Angewandtes Nichtwissen²⁵ wird weiterhin definiert „als Umgang mit nicht-objektivierbaren, aber dennoch nicht beliebigen Begriffen oder Vorstellungen.“²⁶ Ein Begriff ist nicht-objektivierbar, wenn er nicht eindeutig beschrieben werden kann bzw. lediglich dadurch beschrieben wird, was er nicht ist. Auf Grundlage dieses vage umrissenen Begriffes folgt eine Entscheidung, die Konsequenzen nach sich zieht. Im Moment der Entscheidung ist sich der Entscheider unsicher, da er seine Entscheidung auf Basis eines Nichtwissens-Pool trifft. Dieser beschriebene Prozess ist selbst wiederum ein Vorgang Angewandten Nichtwissens.²⁷ Letztendlich kann aber nur durch die konsequente Anwendung von Nichtwissen, durch das Treffen von Entscheidungen auf Basis von Nichtwissen neues Wissen entstehen. Somit kann aufgrund eines Prozesses logischer Schlussfolgerungen aus Nichtwissen neues Wissen entstehen und Nichtwissen als „produktiver Zustand“²⁸ umschrieben werden.²⁹

Welche Techniken zur Generierung von neuem Wissen stellt das Angewandte Nichtwissen zur Verfügung?

Im Angewandten Nichtwissen werden als *Formen* des Nichtwissens das begriffsbezogene, das vorstellungsbezogene und das wahrnehmungsbezogene Nichtwissen unterschieden, aus denen unterschiedliche Techniken zur Anwendung entwickelt werden. Unter *begriffsbezogenem* Nichtwissen werden Begriffe mit ungewissem Inhalt, mit mehreren Bedeutungen, mit Spielraum bei der Festlegung des Kerns der Bedeutung, schwammige Begriffe sowie der Logik widerstrebende Begriffe verstanden. Der *vorstellungsbezogene* Begriff beschreibt Probleme der Objektivierbarkeit von Vorstellungen einzelner Individuen. Das *wahrnehmungsbezogene* Nichtwissen befasst sich mit den Problemen fehlenden Wissens

²³ Vgl. Gail (2000), S. 4.

²⁴ Vgl. Althaus (1992), S. 5-11.

²⁵ Abzugrenzen vom Angewandten Nichtwissen ist das nicht angewandte Wissen, unter dem die bewusste Unterschlagung von Wissen verstanden wird. Vgl. Gail (2000), S. 5.

²⁶ Althaus und Wagener (1998), S. 57

²⁷ Vgl. Hoppe (1994), S. 1-2.

²⁸ Althaus und Wagener (1998), S. 68.

²⁹ Beispiele geben Althaus und Wagener (1998).

bezogen auf die Wirklichkeit. Angewandtes Nichtwissen ist bewusst als anwendungsorientiertes Denken konzipiert worden. Eine *Technik* im Umgang mit dem Nichtwissen ist ein Wechsel des Blickwinkels mittels eines Rollentausches. Das Auffinden von „Richtigkeit“ durch geregelte Verfahren, d.h. die Entscheidung in einer umstrittenen Angelegenheit wird an eine dritte Person übertragen, stellt eine weitere Technik dar. In der Anwendung von Black-box-Lösungen werden die eigenen „Scheuklappen“ aufgebrochen, indem andere Systeme, andere Strukturen oder Lösungsansätze auf das eigene Problem übertragen werden. Weiterhin sind das Hören auf seine eigene Intuition oder auch Vertrauen in seine Umwelt bzw. ein Misstrauen im Hinblick auf bestehendes Nichtwissen als Techniken des Angewandten Nichtwissens zu nennen.³⁰

Werden die Techniken des Angewandten Nichtwissens eingesetzt, kann damit nicht nur der Umgang mit Nichtwissen wesentlich erleichtert werden, nein, auch führt die Verwendung der Techniken zu neuem Wissen. Die Verbindung von Theorie und Praxis kann gelingen. Aus Nichtwissen kann also Wissen entstehen – insbesondere aus dem Angewandten Nichtwissen. Die Suggestion entpuppt sich demnach nicht als Illusion, sondern erweist sich als richtig.

Fazit

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass neues Wissen aus drei Quellen entstehen kann: aus bereits vorhandenem Wissen, aus Nichtwissen und aus Angewandtem Nichtwissen. Ziel der Menschheit sollte es insbesondere sein, apokalyptische Szenarien aufzuhalten oder hinauszuzögern. Es ist insbesondere wichtig, neues Wissen aus Nichtwissen zu generieren. Die Techniken des Angewandten Nichtwissens sind hierbei eine unumgängliche Unterstützung.

Aufgrund der Überlegungen und der hohen Bedeutung des Nichtwissens – nur eine ständige Produktion von Wissen aus Nichtwissen bringt die Gesellschaft voran – sollte in der heutigen Zeit konsequenterweise nicht von Wissensgesellschaft,³¹ sondern von Nichtwissensgesellschaft gesprochen werden.

³⁰ Die theoretische Konzeption des Angewandten Nichtwissens findet sich ausführlich in Elsner (2001).

³¹ Zur Wissensgesellschaft vgl. beispielsweise Powell und Snellman (2004).

Literatur

- Althaus, Claudia (1992), Angewandtes Nichtwissen oder nichtangewandtes Wissen? *Ungewußt. Zeitschrift für Angewandtes Nichtwissen*, Heft 1, S. 3-11.
- Althaus, Claudia und Andreas Wagener (1998), Die Kunst des Angewandten Nichtwissens. *Ungewußt. Zeitschrift für Angewandtes Nichtwissen*, Heft 7, 1998, S. 57-76.
- Bamberg, Günter und Adolf G. Coenenberg (2004), *Betriebswirtschaftliche Entscheidungslehre*, 12. Auflage, München.
- Gail, Michael (2000), Angewandtes Nichtwissen: Eine Annäherung. *Ungewußt. Zeitschrift für Angewandtes Nichtwissen*, Heft 8, S. 3-6.
- Elsner, Bernd Roland (2003), Das Projekt des Angewandten Nichtwissens: Rückblick und Aussichten. *Ungewußt. Zeitschrift für Angewandtes Nichtwissen*, Heft 10, S. 3-30.
- Haeckel, Ernst (1866), *Generelle Morphologie der Organismen. Band 2: Allgemeine Entwicklungsgeschichte der Organismen*. Berlin.
- Hoppe, Tilman (1994), Ein Versuch, Verwirrung zu stiften. *Ungewußt. Zeitschrift für Angewandtes Nichtwissen*, Heft 3, S. 1-3.
- Huber, Joseph (1989), Eine sozialwissenschaftliche Interpretation der Humanökologie. In: Bernhard Glaeser (Hrsg.), *Humanökologie, Grundlagen präventiver Umweltpolitik*. Opladen, S. 57-75.
- Japp, Klaus P. (1999), Die Unterscheidung von Nichtwissen. *TA-Datenbank-Nachrichten*, Nr. 3/4, 8. Jahrgang, S. 25-32.
- Kernstock, Joachim (1995), *Beobachter in der Theorie der strategischen Unternehmensführung*, München.
- Kirsch, Werner (2003), *Erfahrungswissenschaftliche Führungs- und Organisationsforschung. Studien vor dem Hintergrund einer erkenntnispluralistischen Wissenschaftskonzeption*. München.
- Kirsch, Werner (1997a), *Wegweiser zur Konstruktion einer evolutionären Theorie der strategischen Führung. Kapitel eines Theorieprojekts*. 2. Auflage, München.
- Kirsch, Werner (1997b), *Kommunikatives Handeln, Autopoiese, Rationalität. Kritische Anmerkungen im Hinblick auf eine evolutionäre Organisationstheorie*. 2. Auflage, München.
- Kirsch, Werner (1997c), *Die Handhabung von Entscheidungsproblemen. Einführung in die Theorie der Entscheidungsprozesse*. 5. Auflage, München.
- Laux, Helmut (2005), *Entscheidungstheorie*. 6. Auflage, Berlin etc.
- Luhmann, Niklas (1992), *Beobachtungen der Moderne*. Opladen.
- Luhmann, Niklas (1990), *Die Wissenschaft der Gesellschaft*. Frankfurt am Main.
- Merton, Robert K. (1987), Three Fragments from a Sociologist's Notebooks: Establishing the Phenomenon, Specified Ignorance, and Strategic Research Materials. *Annual Review of Sociology*, Vol. 13, Issue 1, S. 1-28.
- Powell, Walter W. und Kaisa Snellman (2004), The Knowledge Economy. *Annual Review of Sociology*, Vol. 30, Issue 1, S. 199 – 221.
- Schink, Reinhardt (1997), *Ökologie des Wissens. Kritische Reflexionen am Beispiel einer Theorie der strategischen Führung*. München.
- Spencer-Brown, George (1979), *Laws of Form*. New York.
- Vickers, Geoffrey (1968), *Value systems and Social Process*. New York.
- Von Wolzogen, Christoph (2003), Vom Nutzen des Nichtwissens. Kreative Ignoranz als Ziel philosophischer Beratung. *Sic et Non. Zeitschrift für Philosophie und Kultur. Im Netz*. Februar 2003. Online unter: www.sicetnon.cogito.de/artikel/historie/nichtwissen.htm (10.10.2005).

Aber-Witz

von

ALEXANDER EILERS

Alle Menschen sind Brüder. Wie Kain und Abel.

Würde? Leider nur ein Konjunktiv.

Ein planmäßiges Leben ist – wie das Wort schon sagt – flach und mäßig.

Vom Doktorvater zur Brust genommen; kam aber nichts heraus.

Die Zankäpfel der Philosophen sind Fallobst vom Baum der Erkenntnis.

? – ein Widerhaken.

Wer seine Schulden begleicht, gerät leicht in Vergessenheit.

Eine Akademikerkarriere: Dissertation, Habilitation, Rehabilitation.

Unsere Zeit heilt alle Wunder.

Realisten machen sich nichts vor. Sie sehen nur das, was sie glauben.

Standpunkte sind Ruhestätten der Wißbegierde.

Wie man andere in Widersprüche verwickelt? Einfach ausreden lassen.

Bevor der Schüchterne etwas sagen kann, fällt er sich selbst ins Wort.

Inquisition: Kreuzverhör.

Warum ist Altruismus so beliebt? Weil jeder hofft, von ihm profitieren zu können.

Früher war alles besser. Sogar die Zukunft.

Letzte Gewißheit: Auch Skeptiker müssen dran glauben.

Wer die Zeit totsschlägt, begeht Selbstmord.

Selbst der vorgehaltene Spiegel trägt. Man sieht sich immer noch seitenverkehrt.

Politik und Wildschutz lehren: Losungen sind Scheiße.

Die größte Sorge der Oberschicht ist es, den goldenen Löffel abzugeben.

Schlaf: Traumurlaub.

Aphorismen sind Wildkatzen im Gehege der Prosa.

Hochrechnungen sagen die Zukunft voraus, sofern alles beim alten bleibt.

Versammlungsfreiheit: Das Volk geht von aller Staatsgewalt aus.

Hohlköpfe sorgen für große Resonanz.

Keine Sorge! Das Altern hat irgendwann ein Ende.

Individualisten – über Ecken und Kanten miteinander verwandt.

Das Erstbeste ist das Allerletzte.

Alle Menschen sind gleich – und manche reich.

Universitätslaufbahn: Gradwanderung.

Der Hedonist fordert existentielle Satisfaktion.

Vorsicht mit dem Lorbeerkranz! Er könnte über die Augen rutschen.

Mimesis? Eine Hölle genügt!

„Ausnahmen bestätigen die Regel“ – nicht die alte, aber die neue.

Kritischer Jargon: Dialekt der Aufklärung.

Der Wert einer Utopie bemisst sich an ihren Opfern.

Bibliographische Angabe. Wie wahr!

Wer den Musenkuß erzwingt, handelt sich Ohrfeigen ein.

Unvollkommen – ohne Fehler.

Wissenschaftliche Disziplin: Im Fortschritt, marsch!

Was ist der Mensch? Ein heruntergekommener Baumbewohner.

Operation: einschneidendes Erlebnis.

Utopie des Aphoristikers – ein Punkt, nicht mehr.

Sub rosa

Können wir wissen, was wir nicht wissen?

von

MARION RÖBKES

Abstract: Die experimentelle Betrachtung der Fragestellung, ob es mit einfachen geometrischen Grundmustern gelingen kann, dem Phänomen des Nichtwissens und der blinden Flecken innerhalb des Wissens auf die Spur zu kommen. Entwicklung anhand der Formen des Kreissymbols nach Spencer-Brown, des Semiotischen Dreiecks nach Eco und dem Nachrichtenquadrat nach Schulz von Thun – exemplifiziert am Symbol-/Begriff der Rose. Nicht abschließende und lediglich implizite Behandlung der Möglichkeiten des „Zirkelschlusses“, des „Infiniten Regresses“ und des „dogmatischen Abbruchs“.

Vor vielen Jahren, erstmals mit dem sokratischen Ausspruch: „Ich weiß, dass ich nichts weiß!“ konfrontiert, hielt ich den Urheber für genial und verrückt zugleich. Wie konnte eine Persönlichkeit, die historisch zu den großen Philosophen gezählt wurde, behaupten, „nichts“ zu wissen? Diese Vorstellung erschien mir zu abstrus, ja, gänzlich verdreht. Mag also Sokrates sich der „blinden Flecken“ bewusst gewesen sein, die nicht nur einem potentiell quantitativen Minus an Informationen zugrunde liegen, sondern auch durch ein mögliches qualitatives Defizit trotzdem zur Bildung einer allumfassenden und endgültigen Aussage oder zu einem Urteil führen? Ist es uns also möglich zu wissen, dass wir ganz bestimmte Faktoren eines Themas, Gegenstandes oder Sachverhaltes nicht wissen und/oder wissen können? Oder beruht dies mehr auf einem diffusen – metaphysischen – Ahnen, dass bislang unbekannte Einflussgrößen und Parameter unser Denken und Handeln bestimmen, ohne dass wir diese (konkret) spezifizieren und nur nachträglich verifizieren oder falsifizieren können?

Lassen wir uns hierzu auf ein – nicht nur gedankliches – Experiment ein:

„Angewandtes Nichtwissen ist der Umgang mit nicht-objektivierbaren, aber dennoch nicht beliebigen Begriffen. Etwas ist ein Gegenstand des Nichtwissens, wenn man leichter sagen kann, was es *nicht* ist, als genau beschreiben, was es ist - das verbirgt sich hinter der Beschreibung nicht-objektivierbar, aber dennoch nicht beliebig. Angewandtes Nichtwissen bezeichnet dann den Umgang mit solchen nur unscharf umrissenen Gegenständen.“¹

Und um an dieser Stelle das Pferd einmal von hinten aufzuzäumen, kann hier hilfreich der Mathematiker George Spencer-Brown² zitiert werden:

„Existenz ist eine selektive Blindheit.“

Er schreibt dazu:

“Wir bemerken eine Seite einer Ding-Grenze um den Preis, der anderen Seite weniger Aufmerksamkeit zu widmen. Wir bemerken, dass ein Geschirr in der Spüle abgewaschen ist, indem wir dem nicht-Geschirr-Universum, welches unsere Definition von der Grenze des Geschirrs gleichermaßen definiert, nur spärliche Aufmerksamkeit schenken. Schenkten wir beiden Seiten die gleiche Aufmerksamkeit, müssten wir ihnen den gleichen Wert beimessen, und dann würde die Geschirr-Grenze verschwinden. Die Existenz des Geschirrs wäre dann beendet, und es gäbe nichts mehr abzuwaschen.“

Als Fußnote bemerkt er:

„Wenn wir sagen, wir spülen das Geschirr, tun wir diesem tatsächlich überhaupt nichts: Wir tun es dem Rest des Universums, welches wir abkratzen, um dem Geschirr eine saubere Grenze zu geben.“

¹ Sog. Freusburg-Definition des Angewandten Nichtwissens, zitiert nach: http://www.unisiegen.de/~ifan/ang_nichtwissen.htm

² Ausführlicher bei: Spencer-Brown, George: Laws of Form – Gesetze der Form; Bohmeier, Lübeck, 1997.

Können wir uns unser Nichtgewusstes also als ein „schmutziges Geschirr“ vorstellen, von dessen Grenze wir mittels unseres „sauberen“ Wissens-Universums (oder nicht-nichtgewusstes-Universum) einfach nur den „Schmutz“ waschen, und somit zu einer klaren Wahrnehmung zu gelangen? Liegt das Problem der „unscharfen Grenze“ möglicherweise darin, dass man – im Spencer-Brownschen Sinne – versucht ist, beiden Seiten gleichermaßen Aufmerksamkeit zuzuwenden, und durch derartiges gedankliches Schielen den Fokus verschiebt?

Aristoteles bezeichnete schon die Wirkung vom Gegenstand auf das Auge³ und Euklid verdanken wir durch sein Werk *Optica* die geometrische Optik, nach der die „Anzahl der Sehstrahlen“ die Schärfe der Gegenstandsbilder bestimmt.⁴ Wäre es uns also möglich, das Nichtwissen mit geometrischen Mitteln einzugrenzen?

Stellen wir uns vor, wir hätten eine Idee, einen unspezifizierten Begriff oder Gegenstand⁵, etwa:



In dem Moment, wo uns dieses noch nicht konkretisierbare Objekt begegnet, wirkt es recht diffus. Ähnlich denken wir uns heute die Vorstellung und Wahrnehmung von Neugeborenen: Als mit unscharfen Konturen versehene Sicht auf die Welt, bis sich „herauskristallisiert“, was Mama, Papa, Tisch und Stuhl oder eine Rose ist – und vor allem, worin die qualitativen Unterschiede zwischen all diesen „Objekten“ liegen. Diesbezüglich sind wir also zunächst „selektiv blind“. Wir müssen uns bemühen, unsere Wahrnehmung zu schärfen, die Gemeinsamkeiten und Unterschiedlichkeiten dessen, was wir beobachten zu erfassen. Was rät uns Spencer-Brown? Triff eine Unterscheidung!

„Das heißt, eine Unterscheidung wird getroffen, indem eine Grenze mit getrennten Seiten so angeordnet wird, dass ein Punkt auf der einen Seite die andere Seite nicht erreichen kann, ohne die Grenze zu kreuzen.“

³ Ausführlicher bspw. in den Werken „Metaphysik“, „Physik“, „De Anima“ und „De sensu et sensato“.

⁴ Hierzu: Borzacchini, Luigi: Light as a metaphor of science - A pre-established disharmony; in: Semiotica, 2001, Vol. 136-1/4, S. 151-171.

⁵ Bereits bis hierhin sind wir in unserem gedanklichen Argument schon mehrfach über die eigenen Füße gestolpert, denn: Ist hier die Rede von einem Gegenstand, so haben wir implizit bereits eine Abgrenzung zum „Nichtgegenständlichen“ oder „Nichtgegenstand“ vorgenommen. Es ist uns also kaum möglich, etwas zu beschreiben und es dafür in der notwendigen Diffusität der Unschärfe zu halten, ohne sich gleichzeitig dafür einigermaßen klar umrissener Begriffe zu bedienen.

Wir grenzen unseren Begriff ein, dessen Unterscheidung also bspw. lautet: x und nicht- x . Alles, was nicht- x ist, gehört also nicht zu x . Bedienen wir uns dafür der geometrischen Formen und leihen uns von Spencer-Brown die Kreisform:



Die dunkle Fläche bezeichnet den Inhalt des Nichtgewussten (x), die visuelle Trennung zwischen schwarzer Fläche und Umfeld, bezeichnet die Abgrenzung zwischen Nichtgewusstem und Gewusstem, das helle Umfeld ist das Gewusste⁶ (nicht- x).

Nun rät Spencer-Brown uns erneut: *Draw a distinction!*

Im Prinzip wurden nun bereits Abgrenzungen vorgenommen: hell/dunkel oder analog dazu gewusst/nicht-gewusst. Dies ist bereits die erste Unterscheidung, die wir vornehmen können, um einen „Gegenstand“ zu konkretisieren. Setzen wir unseren dunklen Fleck als Gegenstand, zu dem wir etwas erfahren wollen, einmal als „Rose“.

Wir nehmen unseren Begriff oder Gegenstand und „verdoppeln“ ihn. Wir stellen eine Unterscheidung zwischen x und x zu nicht- x her. Eine Rose (x) unterscheidet sich von einem Elefanten (nicht- x). Aber ist eine Rose (x) gleich ($=$) eine[er] Rose (x)? Indem wir die Rose mit einer anderen Rose vergleichen, ziehen wir demnach eine Unterscheidung zwischen Rosen.

Die nächste Unterscheidung, die wir vornehmen können, ist also:



Wenn wir derart fortfahren, werden wir feststellen, dass Rosen über sehr individuelle, aber eben auch gleichartige Merkmale verfügen, auf jeden Fall werden sie sich in den meisten

⁶ Oder etwas verkompliziert: das Nicht-Nichtgewusste.

ihrer Merkmale von Elefanten (im Einzelnen und Allgemeinen) unterscheiden.⁷ Mit einem *re-entry*, also einem stetigen Wiedereinstieg in die Differenzierung mag es uns gelingen, die Unterschiede und Gemeinsamkeiten stärker herauszuarbeiten.

Wir vergleichen aber derart nicht mehr die Rosen an ihren äußeren Grenzen, nämlich zum Nicht-Rosenhaften, sondern beginnen, die „dunklen Flecken“ gegeneinander zu betrachten. Doch liegt eine Schwierigkeit darin - und zu diesen führt Spencer-Brown selbst hin - wenn er schreibt: „Somit muss die Welt, wann immer sie als physikalisches Universum in Erscheinung tritt, in uns, ihren Repräsentanten, den Anschein erwecken, mit sich selbst eine Art Versteckspiel zu spielen.“ Stellt sich nicht auch mit Josef Früchtl⁸ möglicherweise da die Frage, ob man nicht Gefahr läuft und „in einem absolut dunklen Raum mit verbundenen Augen eine schwarze Katze sucht, die gar nicht da ist“?

Spencer-Brown spricht das Problem der Repräsentanten an, nämlich uns selbst, als Beobachter in einem immerwährenden Spiel des Universums, das tatsächlich als ein klassisches „Räuber-und-Gendarm-Spiel“ der Kindheitstage anmutet, indem wir mit unseren höchst individuellen Voreinstellungen und Wahrnehmungen versuchen zu differenzieren - und scheinbar ein Phantom jagen.

Wir freuen uns erst einmal, dass diese Arbeit im Bereich der Sprachphilosophie und Linguistik bereits weitreichend erfolgte. Ob wir hinterher in unserer Ableitung geometrischer Formen weiter gelangen? Wir werden sehen.

Dem Versuch, das Spannungsverhältnis zwischen der Wahrnehmung des Menschen, seiner Ausdrucksfähigkeit und der Sache an sich aufzulösen, hat sich u.a. bereits Umberto Eco⁹ gewidmet. Haben wir also bislang die Rosen an sich betrachtet und den Versuch unternommen, diesen durch die Wahrnehmung eine einigermaßen eingrenzbar Kontur zu verleihen, um das Wesenhafte, Gemeinsame und Trennende zu erfassen, so erfahren wir jetzt, gibt es nicht nur einen diffusen Gegenstand oder Begriff, den wir betrachten wollen, sondern auch einen, den wir durch die Wahrnehmung bereits interpretieren.

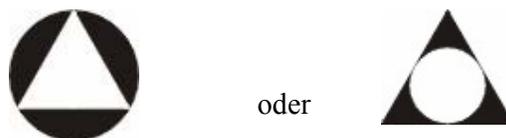
⁷ Sollte nun jemand auf die Idee verfallen, aus den obigen Symbolen so etwas wie ein Fahrrad, ein Eulengesicht o.ä. zu zeichnen, bitte kopieren Sie die Seiten, damit der individuellen Kreativität keine vorzeitigen – materialbedingten - Grenzen gesetzt werden.

⁸ www.zeit.de/archiv/2001/23/200123_philosophie-repl.xml.



Wir entdecken in dem Signifikanten unsere Rose wieder und unser x (oder dunkler Fleck) steht dafür als Signifikat. Wir selbst, als Referenten, stehen nun im Spannungsfeld zwischen „Gegenstand“ und „Statthalter“. Der „Name der Rose“ bezeichnet nicht die Rose. Die Rose ist mehr als ihr Symbol - sie steht in der Wahrnehmungs- und Wiedergabefähigkeit des Referenten. Wir klammern das nicht-x-hafte einfach aus und begrenzen uns auf das Wahrnehmbare, das sinnhaft Erfassbare und Messbare. Wir müssen uns mit der Erkenntnis auseinandersetzen, dass unser x (oder dunkler Fleck) lediglich ein Repräsentant ist – ein Zeichen (Peirce), Symbol (Ogden, Richards), ein Ausdruck (Hjelmslev), die Rose ein Gegenstand (Frege, Peirce), eine Extension (Carnap) und der Referent der Interpretant (Peirce), der Sinn (Frege), die Intension (Carnap).¹⁰ Somit schärfen wir erneut die Grenzen nach außen, auf das nicht-x-hafte, sind aber gezwungen, uns mit der Unschärfe im Inneren der x-Abgrenzung auseinanderzusetzen.

Dieses Spannungsverhältnis stellt sich folgendermaßen dar:



An den inneren Grenzen stoßen wir – nun bildhaft dunkel – an den Bedeutungsüberschuss des Begrifflichen und Symbolischen, den wir uns allenfalls durch die Auseinandersetzung mit unserer eigenen Wahrnehmungsfähigkeit erschließen können, oder einem beständigen *re-entry*.

Würden wir dieses symbolische Beispiel zur Darstellung einer Kategorienbildung heranziehen, so gälte für den ersten Fall, dass das Wesenhafte zu kurz gefasst ist. Das würde bei-

⁹ Eco, Umberto: Zeichen - Einführung in einen Begriff und seine Geschichte; Suhrkamp, Frankfurt, 1995.

¹⁰ Frei nach dem Schema bei Eco.

spielsweise dazu führen, dass wir die Rose möglicherweise nur auf ihre Stacheln reduzieren. Im zweiten Falle gelangen wir zu einem „Bedeutungsüberschuss“, der über einen offenkundigen Sinn und Inhalt des Gegenständlichen hinausgeht.

In *Le Langage des Fleurs* etwa beschreibt Mme Charlotte de la Tour¹¹ anschaulich, wie seinerzeit aus der Türkei die Tradition in das westliche Europa gelangte, mittels der Blumensprache Inhalte und Gefühle zum Ausdruck zu bringen, die man nicht offen auszudrücken wagte. Ein Rosenblatt stand für „Nie möchte ich belästigen“, eine Rosenknospe bedeutete „Belohnung der Tugend“, und so fort. Denken wir dann auch beispielsweise an Goethes *Heideröslein*, so fallen zumindest einige Attributierungen ein, mit denen die Rose im Allgemeinen versehen wird. So erscheint uns die Rose „stolz“ und „wehrhaft“, „verlockend“ und „zart“.

Das Nichtgewusste zur Rose verbleibt im Spannungsfeld des wahrnehmenden Referenten (Variante 1) oder der Referent verbleibt eingebettet in ein transpersonales Nichtgewusstes (Variante 2) – in beiden Versionen verbleiben blinde Flecken. Denn die Frage, die sich fast zwangsläufig stellt, ist, ob zwei Betrachter in einem Gegenstand dasselbe zu sehen vermögen?

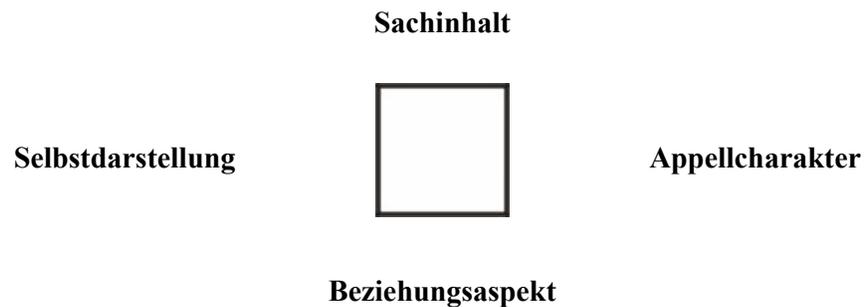
Mit Hilfe des Kreissymbols (nach Spencer Brown) und des semiotischen Dreiecks (nach Eco) haben wir festgestellt, dass der „Referent“ einer der wesentlichen Faktoren in diesem Gefüge ist – der Beobachter, Deuter, Interpret und Sinnggeber des Symbols oder Gegenstandes. Gleichmaßen konnten wir feststellen, dass die Wahrnehmung und Interpretation unzulänglich ist und bleibt, sofern kein Bewusstsein darüber erreicht wird, wie der Interpret zu seiner Deutung gelangt – mag sie zu kurz oder zu weit greifen. Doch ist unsere geometrische Reflexion auch noch nicht vollständig.

Wie gelangen wir also zu unserem „Sinnen“ über etwas?

Friedemann Schulz von Thun¹² bietet uns ein kommunikationspsychologisches „Nachrichtenquadrat“, welches sich für die Bewusstwerdung und Integration der eigenen Wahrnehmung über die eigene Wahrnehmung regelrecht aufdrängt – nicht nur für die Quadratur des Kreises.

¹¹ De la Tour, Charlotte: *Le Langage des Fleurs*; Audot, Paris, 1833.

¹² Schulz v Thun, Friedemann: *Miteinander reden*, Bd. 1; Weltbild, Augsburg, 2000.



Nun mag man einwenden, dass derartige Kommunikation und Wahrnehmung nur in zwischenmenschlichen Kontakten oder zwischen interagierenden Lebewesen möglich sei. Wie soll sich beispielsweise eine Rose selbst darstellen, wie soll eine „Beziehung“ aufgebaut werden und wie können wir eine appellative Aufforderung durch einen Inhalt oder Gegenstand erfahren?

Setzen wir an dieser Stelle voraus, dass der Mensch ein interagierendes Wesen ist, das nicht nur auf seine Umwelt Einfluss nimmt, sondern auch von ihr beeinflusst wird. Der Duft einer Rose, die Farbe der Blüten, die spitzen oder auch vielleicht noch weichen oder sogar nicht vorhandenen Stacheln..., all das führt zu den wahrnehmbaren Merkmalen, die in einer positiven, negativen oder auch annähernd neutralen Wahrnehmung gipfeln. Neben den mess- und festlegbaren Kriterien, wie bspw. anhand der botanischen Systematik, der bioanalytischen Untersuchung usw., kommuniziert die Rose durch ihren Symbolgehalt. Sei es, dass sie, um einen Pokal gewunden, den Trinker davon abhalten sollte, aus der Weinlaune heraus Geheimnisse oder Ansichten zu verraten, die besser verschwiegen bleiben sollten; sei es als Sinnbild für Weisheit in der Alchemie oder aber auch in der Bezeichnung des „Rosengartens“ als volkstümliche Metapher für einen Friedhof.¹³

All dies kann in einer Prosopopoeie¹⁴ eigener Wahrnehmung oder Wunschvorstellung, aber auch durch Konvention in der Interpretation als „Selbstdarstellung“ der Rose gewertet werden, die gleichermaßen unmittelbar appellativen Charakter haben, indem sie auf der symbolischen Ebene beispielsweise dem Zecher bedeutet: „Schweig!“. Goethe lässt 1771 im

¹³ Ausführlicher hierzu: Lurker: Wörterbuch der Symbolik, Kröner, 1991, zum Schlagwort „Rose“.

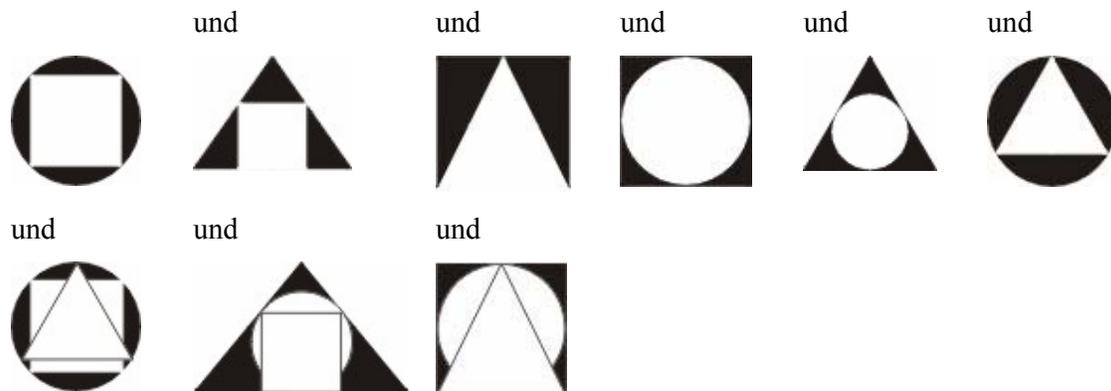
¹⁴ Griechisch „prosopopoeia“ – prosopon = Gesicht, poiein = machen, latinisiert: persona facere – Personifikation/menschlich machen.

Heideröslein den Knaben zu der Rose in eine Beziehung treten und einen Dialog zwischen beiden entspannen. In der ursprünglichen Fassung eines Volksliedes aus dem 16. Jahrhundert heißt es sogar:

„Röslein auf der Heiden,
Das hat mir treten auf den Fuß,
Und g'schah mir doch nicht leide.“

Damit wird deutlich, dass die Repräsentationen der Rose an sich, sehr individuell sein können. Sie erscheint menschlich, indem sie kommuniziert, uns ermahnt oder auffordert, ja teils sogar körperlich wehrhaft oder aggressiv reagiert, wie auch tabuisierte Bereiche auf poetische Weise verzaubert, um eine Auseinandersetzung zu ermöglichen.

Wir drehen und wenden uns auf vier Ebenen, um den Begriff unserer Wahrnehmung begreiflich zu machen, um das „Phänomen Rose“ zu erfassen und gelangen nunmehr zu schon zahlreichen weiteren Variationen unserer Differenzierungen:



Versuchen wir eine Lösung:

Wir setzen das runde Symbol für das Objekt: die Rose. Wir setzen das dreieckige Symbol für das Spannungsverhältnis zwischen Objekt, Deuter und vermittelbarem Sinngehalt. Wir setzen das Quadrat als Basis der unterschiedlichen Repräsentation unserer Wahrnehmung über und von etwas.

Wie wir es in diesem Beispiel auch anstellen, unsere unzureichende, da nicht vollständige und subjektiv gefärbte Wahrnehmung über etwas, mit unserer Interpretation über den allgemeinen Zustand oder das Wesen dieses Etwas in Übereinstimmung zu bringen – es will nicht gelingen.

Es wird ersichtlich, dass auch unter Anwendung modellhafter geometrischer Übertragungen in allen Varianten ein Rest an dunklen Flecken des Nichtwissens in allen Formen der Wahrnehmung und Analyse bestehen bleibt, deren Möglichkeit zu einer Auflösung allenfalls darin zu sehen ist, wieder an den Ausgangspunkt zurückzukehren. Mit einem *re-entry*.

Gingen wir nun noch einen Schritt weiter und würden uns in die weite Wunderwelt der mathematischen Fraktale und deren Darstellung begeben, so müssen wir nun annehmen, strebt unser Nichtwissen gegen unendlich.

Was, wenn die Rosen untereinander so variieren, dass sie sich nicht recht vergleichen lassen? Was, wenn die Blume aus der Familie der *Rosaceae* mit ihren ca. 100 Gattungen und rund 3000 Arten sich vor einer weitgehend inter-/subjektiv überprüfaren Untersuchung zu sträuben scheint und in einer solchen Vielfalt erscheint? Wenn die Unterschiede zwischen Rosen und Rosen immer feiner zu werden scheinen und sich bislang einer endgültigen Analyse und Kategorisierung entziehen? Und trotzdem würden wir wohl mitunter wagen zu behaupten, wir wüssten, was Rosen „sind“, ja wären vielleicht sogar gekränkt, falls jemand behauptete, wir wüssten es nicht – und werden uns fortan hüten, einen Christudorn um den Stiel eines Weinglases zu winden.

Vielleicht war Sokrates uns voraus, als er seine Vorurteile ablegte und sagte, dass er nichts wisse. Uns bleibt einzig unser Bemühen, tagtäglich das Universum von der Grenze des Nichtwissens abzukratzen – und über die Rose eine weitere Erkenntnis zu gewinnen: „*Stat rosa pristina nomine, nomina nuda tenemus*“¹⁵ - Die Rose von einst steht nur noch als Name, uns bleiben nur nackte Namen.

¹⁵ Eco, Umberto: *Der Name der Rose*; Carl Hanser, München, 1982.

Vom Nichtwissen zum Wissen

von

HENRIETTE HAAS

I. Zusammenfassung

Der Anfang wissenschaftlicher Tätigkeit besteht aus Beobachten, Abduktion von Arbeitshypothesen und der Betrachtung des Gesamtbildes aller Zeichen zur Überprüfung der Plausibilität der einzelnen Hypothesen. Um das unvoreingenommene Erheben des Inventars aller Zeichen zu erleichtern, hat die Autorin fünf Regeln aus der Hermeneutik hergeleitet (Haas 2003). Hier geht es nun um die logische Reihenfolge, der die Regeln gehorchen.

Fünf Regeln des systematischen Beobachtens	
I	Suche zuerst Schemata, Konzepte, Modelle, Standards, ähnliche Fälle.
II	Die kleinste Beobachtungseinheit ist das Zeichen, das vom Beobachtungsgegenstand ausgesendet wird. Jedes Zeichen muss sowohl formal als auch inhaltlich beschrieben werden.
III	Zerlege das Objekt in die funktionalen Elemente seiner Struktur (anhand der Modelle). Es existieren oft mehrere Strukturen, z.B. inhaltlicher und formaler Art.
IV	Finde Ungereimtheiten und Widersprüche im Verhältnis zum Gesamtbild aller Zeichen und auf der Basis der Strukturen.
V	Finde fehlende Zeichen, die aber gemäß den Strukturen (der Modelle) da sein sollten.

Die Abfolge der Regeln garantiert, dass der Beobachtungsvorgang wissenschaftlich, d.h. systematisch in Angriff genommen wird. Die erste Regel ermöglicht die Unvoreingenommenheit der Wahrnehmung und des Denkens. Die Zweite verlangt, dass die notwendige Unterteilung in die kleinsten möglichen Einheiten (Zeichen) unternommen werde. Die Dritte stellt sicher, dass die Gesamtheit der formalen und inhaltlichen Aspekte aller Zeichen erfasst wird. Die

Vierte soll anhand der Ungereimtheiten die Unterscheidung zwischen relevanten und zufälligen Zeichen und zwischen Natürlichen und Künstlichen ermöglichen, damit determinierte Sequenzen herausgeschält werden können. Die letzte Regel rundet den Vorgang ab, indem auch allfällige Lücken erfasst werden.

Alle Indizien für eine Hypothese, alle neutralen Indizien, und alle Indizien gegen die Hypothese sollen dann in einer Tabelle verdichtet werden, um zu einer plausiblen und ökonomisch verantwortbaren Entscheidung zu kommen, welche Fährte(n) man weiterverfolgen will.

II. Die Wissenschaftler und der Verdacht

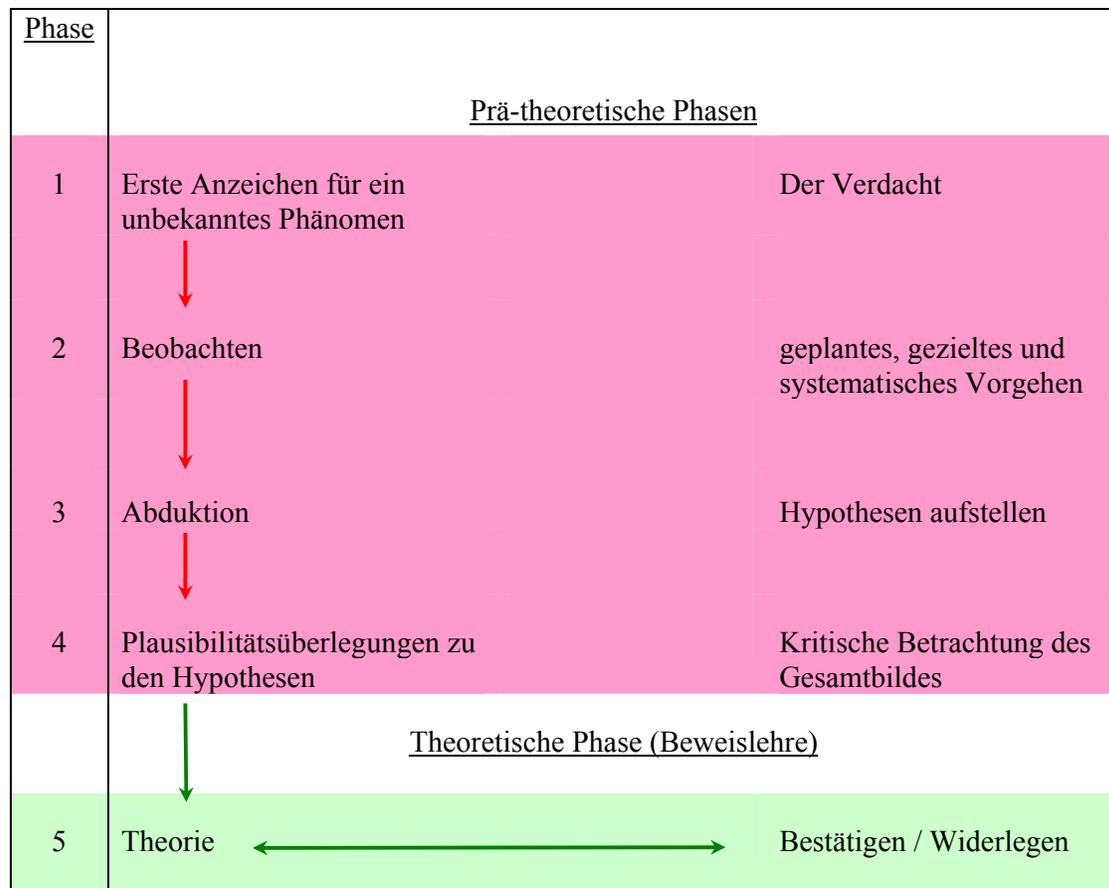
Unerklärte Phänomene oder widersprüchliche Erkenntnisse stünden – so würde man annehmen – im Zentrum des wissenschaftlichen Interesses. Thomas Kuhn (1962) hat darauf hingewiesen, dass dies in der sozialen Realität der universitären Forschung oft nicht der Fall ist. Wirklich neue Erkenntnisse werden gerade von den etablierten Forschern eines Fachs nicht selten „wegerklärt“ und diejenigen vehement bekämpft, die den Mut haben, sie zu vertreten. Der „Verdacht“, es könnte es sich um etwas Neues handeln, oder die bestehenden Theorien bedürften einer Modifizierung, wird daher vom wissenschaftlichen *Mainstream* oft schon im Keim erstickt.

Einer der Wenigen, der sich mit dem Nichtwissen befasst hat, ist der französische Geschichtsphilosoph Georges Bataille (1897-1962). Nach Bataille lässt sich jegliche Ordnung nur konstituieren, indem gewisse Elemente ausgeschlossen werden. Diese werden sozusagen zu Unverwertbarem erklärt und aus dem Ordnungskörper ausgestoßen. Auf diesem Ausschluss gründet sich nun unter anderem auch das komplexe Gebäude der modernen Wissenschaft. Wissenschaftliche Erkenntnis ist demnach Teil der wohlgeordneten Sphäre des Lebens, von Bataille „Homogenität“ genannt, im Gegensatz zur „Heterogenität“, die den übrig bleibenden Rest, der von der Repräsentation ausgeschlossen ist, betrifft. Die ausgeschlossenen Elemente hören aber als Negierte nicht auf, Zentrum einer affektiven Bewegung zu sein, die heftig zwischen Anziehung und Abstoßung oszilliert (Bischof 1984 S.141ff, S.230). Die Spannung zwischen Homogenität und Heterogenität in der Wissenschaft wurde von Thomas Huxley spaßhaft als Tragödie der Wissenschaft charakterisiert: „The great tragedy of Science is the slaying of a beautiful hypothesis by an ugly fact.“

Von allen Wissenschaften hat sich wohl die Kriminalistik am intensivsten mit der Aufgabe der wissenschaftlichen Erklärung unbekannter Phänomene befasst, weil jeder Kriminalfall anders ist – und weil die Justiz sehr hohe Beweis-Anforderungen stellt, bevor sie einen Tatbestand als erfüllt ansieht. Kind (1987, S.43) hat die Aufgabe, vor der wir in jedem neuen Fall stehen, so beschrieben: „[T]he identification of pattern in crime investigation may perhaps be defined simply as the identification of a deterministic sequence in a series of apparently chance events.“ Diese Überlegung gilt nun für den Anfang jeder forscherschen Tätigkeit, die nicht bloß über Bekanntes argumentieren möchte.

Im Folgenden habe ich – ausgehend von den Ideen von Peirce und Popper – die Anfangsphasen der Erkenntnis, wie sie sich in der Praxis manifestieren, skizziert (Abb. 1). Wie ist vorzugehen, wenn man noch kaum etwas weiß?

Abb. 1: Der Prozess der Erforschung neuer Phänomene



Zuerst stehen vier Arbeitsschritte, die ich als „prä-theoretische“ Phasen bezeichnen möchte: (1) Anzeichen für ein unbekanntes Phänomen tauchen auf: ein Verdacht entsteht. Dann (2)

setzt die Beobachtung ein, das heißt nach Popper (1991, S.501), eine „gezielte und geplante Wahrnehmung“. Danach (3) werden erste Hypothesen aufgestellt und (4) auf ihre Plausibilität geprüft. Erst in der letzten Phase (5) geht es um die Bestätigung oder Widerlegung einer Theorie. Man tut gut daran, die Phasen der Beobachtung, der Abduktion und der Kritik an den Hypothesen zu trennen, denn sie beinhalten grundlegend verschiedene Denkweisen.

III. Die fünf Regeln des systematischen Beobachtens

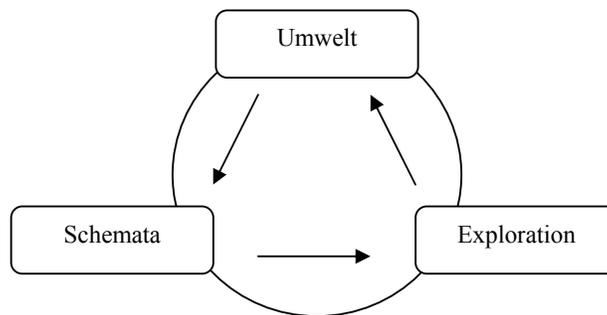
Das reine Beobachten und Beschreiben eines Phänomens – ohne es sofort interpretieren zu wollen – ist eine intellektuelle Aktivität, die dem Menschen schwer fällt. Wir haben Tendenz, schon beim ersten Augenschein umfassende Theorien aufzustellen und dann „rückwärts“ einzelne Details als Argumente für ihre Richtigkeit anzuführen. Das Vorgehen führt oft zu unfruchtbaren Kontroversen. Um diese zu vermeiden, soll zuerst ein Inventar von Zeichen aufgenommen werden. Die Autorin hat fünf Regeln aufgestellt, wie dieses Inventar zu erheben sei. Das Schema der fünf Regeln wurde ursprünglich für die Anwendung in der Kriminalistik konzipiert und aus Prämissen der Wissenschaftstheorie und Erkenntnissen der kognitiven Psychologie hergeleitet (in Haas 2003). Es besteht aus der Integration verschiedener hermeneutischer Ansätze in eine einzige logisch stringente Abfolge von fünf Regeln. Die so geordnete Arbeitsweise soll das Lesen von Texten, von Bildern und andern Objekten (z.B. mathematischen Gebilden, archäologischen Ausgrabungen, kriminalistischen Tatorten) verallgemeinern. Da es sich bei der Methode um ein Denktraining handelt, muss man sie, ähnlich wie Bewegungsabläufe im Sport, selbständig immer wieder an vielfältigen Aufgaben anwenden und üben.

Regel 1: Suche Modelle, Standards, ähnliche Fälle

Ciccone (1998, S.17) schreibt: „Wahrnehmung ist eine Aktivität. Das Wahrnehmen ist nicht einfach ein passiver Abdruck der Realität in eine Gussform, die dann identische Replikas produzieren könnte. Wahrnehmung konstruiert und erfindet erst die Realität im Laufe ihrer Entdeckung.“ Die Suche nach Vorbildern, Standards oder ähnlichen Fällen steht am Anfang jeder geplanten Wahrnehmung. Um die Priorität der dieser Regel vor den andern zu verstehen, müssen wir uns mit der Wahrnehmungspsychologie auseinandersetzen. In der kognitiven Psychologie unterscheidet man zwei Hauptströmungen. Die *Direct Perceptionists* gehen von

der Physiologie aus. Sie behaupten, Wahrnehmung sei ein rein physikalischer Prozess, eine Reaktion auf äußere Stimuli. Die Konstruktivisten aber nehmen an, die Wahrnehmung sei ein interaktiver Prozess zwischen äußeren Stimuli und mentalen Schemata. Die Frage, ob man etwas vollständig Neues entdecken kann, wofür noch kein Schema existiert, steht im Zentrum der wissenschaftlichen Kontroverse. Neisser (1976) hat nun eine Synthese der sich widersprechenden Theorien entworfen, wonach die Wahrnehmung eine Aktivität ist (zit. in Eysenck und Keane, 1995, S.81), die auf sich selber rückwirken und sich so verbessern kann.

Abb. 2: Neissers Wahrnehmungszyklus (1976)



Die Schemata bestehen aus der Ansammlung von Erfahrungs-Wissen. Diese mentalen Konzepte lenken die Aufmerksamkeit auf die relevanten Stimuli. Es gibt jedoch auch Stimuli in der Umwelt, die nicht in die Schemata passen. Dann muss das gespeicherte Wissen entsprechend modifiziert werden. Je nach Bedürfnis können wir an einem beliebigen Punkt des Zyklus einsteigen. Natürlicherweise beginnen wir meistens am Punkt „Exploration“. Aber, und daraus leitet sich die erste Regel des systematischen Beobachtens her, wir können auch am Punkt „Schemata“ einsteigen, indem wir zuerst Modelle oder Konzepte konsultieren.

Als Konzepte oder Schemata im kognitiven Sinn gelten auch wissenschaftliche Theorien, die innere Struktur und Funktionsweise eines Phänomens erhellen. Wenn ein Phänomen so selten ist, dass es dazu noch keine Theorie gibt, soll man möglichst viele ähnliche Fälle zum Vergleich hinzuziehen, indem man die Literatur und Kollegen konsultiert. Wir sollten also bereits mit der Suche nach Konzepten beginnen oder diese zumindest in Auftrag geben, bevor wir uns ins Feld stürzen. Der Vergleich mit einem Modell oder einem Standard lenkt die Aufmerksamkeit auf Details, die sonst unbemerkt geblieben wären.

Die menschliche Wahrnehmung läuft natürlich niemals unabhängig von vorhandenen Denkschemata ab. Die so genannte Lebenserfahrung bildet eine wichtige „Alltagstheorie“, ein Schema, dessen wir uns nicht entledigen können und auch gar nicht sollten. So ist die Berufserfahrung als Modell wichtig, sie hat aber den Nachteil, allzu sehr durch subjektive Erfahrungen und individuelles Erleben geprägt zu sein. Daher dient die Suche nach Vorbildern, Standards, nach ähnlichen Fällen dazu, unser im Gedächtnis gespeichertes, individuelles Repertoire an Denkschemata durch objektivere Erkenntnisse aus verschiedenen Blickwinkeln zu erweitern. Der Vergleich mit einem Modell leistet aber noch mehr, indem er nämlich hilft, nicht nur allfällige Ähnlichkeiten zwischen dem Beobachtungsgegenstand und dem konsultierten Modell festzustellen, sondern auch die Differenzen. Erst durch die Differenz zum Bekannten kann etwas Neues als solches erkannt werden.

Die Öffnung des Bewusstseins muss also unbedingt am Anfang des Beobachtungsprozesses stehen, damit man nicht in die missliche Lage kommt, dass Wichtiges unwiderruflich verloren geht.

Regel 2: Inhalt und Form der Zeichen getrennt beobachten

Wenn wir nun die relevanten Schemata gefunden haben, wenden wir uns der Exploration zu. Woraus besteht aber die Umwelt, oder anders gesagt, welches ist aber die kleinste, abstrakte Einheit des Beobachtungsgegenstandes? Es ist das Zeichen. Jede Wissenschaft beginnt mit der Beschreibung der Zeichen, die von materiellen und immateriellen Gegebenheiten hinterlassen wurden. Nach Pierce (1931, 2. 228) ist ein Zeichen "etwas, das für etwas anderes steht". In der Medizin nennt man das Zeichen „Symptom“, in der Kriminalistik „Indiz“, in der Jagd „Spur“, sonst meistens Zeichen (in der Meteorologie etwa: „Die Zeichen stehen auf Sturm“). Ausgehend von der Definition schreibt zweite Regel vor, dass man jedes Zeichen sowohl vom Inhalt als auch von der Form her beschreiben muss. Saussure (1916) hat hervorgehoben, dass die äußere Erscheinung (Signifikant) eines Zeichens mit seiner Bedeutung (Signifikat) nichts gemein haben muss. Die Erscheinung des linguistischen Zeichens bestehend aus den 6 Buchstaben F R O S C H hat beispielsweise nichts mit einem Tier zu tun. Das

Wort wird ausschließlich durch die Konvention mit dem  assoziiert. Der Begriff geht hingegen in seiner Bedeutung weit über das Tier hinaus, etwa in der Metapher: „*Sei kein Frosch!*“

Gemäß der zweiten Regel müssen wir die duale Natur des Zeichens berücksichtigen und daher gilt es, sowohl in inhaltlicher als auch in formaler Hinsicht Modelle hinzuziehen.

Die Regel des Zeichens verweist auch auf die Zulässigkeit von Deutungen. Nordby (2000, S.206) erklärt, dass ein wichtiger Teil des Beobachtens im Erkennen der Bedeutung eines Zeichens liegt und in der Aufgabe, es in seinem Zusammenhang zu rekonstruieren. In der Semiotik hat Eco (1994, S.48) darauf hingewiesen, dass wir ein Zeichen immer als ein codiertes Signal innerhalb eines bestimmten sozialen, kulturellen und individuellen Kontextes verstehen müssen. Das Zeichen erhält also seine Bedeutung durch den Zusammenhang, in dem es steht. Im Satz: „*Meine Tante ist gestorben*“ hat „sterben“ eine andere Bedeutung als im Satz: „*Wir sind fast gestorben vor Lachen*“.

Es ist eine Tatsache, dass die neutrale Beschreibung des Signifikants (der Form von Zeichen) weitaus einfacher ist als diejenige des Signifikats (des Inhalts). Rückschlüsse auf die Bedeutung eines Zeichens sind notwendigerweise Interpretationen. Im Zweifelsfall müssen wir somit beim Beschreiben der Bedeutung gewisser Zeichen auf ihre Mehrdeutigkeit verweisen.

Regel 3: Zerlege das Objekt in die funktionalen Elemente seiner Struktur (den Modellen entsprechend)

Die Eigenschaft des Zeichens, nur aus seinem Kontext heraus erklärbar zu sein, führt direkt zur dritten Regel, die sicherstellen soll, dass der Kontext in seiner Gesamtheit erfasst wird. Man fragt sich, wo man mit der Beobachtung eines komplexen Gegenstandes beginnen soll und wie man wissen kann, ob alle Eigenheiten vollständig erfasst worden sind. Bierwisch (1966, S.78) meint, „dass menschliche Äußerungen und Verhaltensweisen nicht als isolierte Einzelercheinungen betrachtet werden, sondern auf dem Hintergrund eines systematischen Zusammenhangs, der ihre Struktur bestimmt.“ Für die Weiterentwicklung der Prinzipien der systematischen Beobachtung müssen wir daher mehr über Strukturen erfahren. Die Linguistik, die Wissenschaft der Sprachstrukturen hat sich als Erste mit dem Problem der Unterteilung eines Objekts in funktionale Einheiten befasst. So Grawitz (2001 S.318):

„Der Strukturalismus hat eine eigenständige Konzeption des linguistischen Systems: es wird grundsätzlich als ein System von Zeichen aufgefasst [...]

Dieses System entsteht als Netz von Unterschieden zwischen den Zeichen [...] Linguistische Forschung besteht von da an vor allem aus der Definition minimaler Einheiten, welche durch ein Umwandlungs-Verfahren von einander getrennt werden: alles was die Bedeutung verändert, wenn man es durch ein anderes Element ersetzt, kann als minimale Einheit aufgefasst werden.“

Minsky (1990, S.122) unterstreicht, dass jeder Struktur Funktionen innewohnen und ihre Komponenten entsprechende Unterfunktionen vertreten. Man kann nun strukturalistische Prinzipien auf das menschliche Verhalten schlechthin anwenden. Grawitz (2001, S.431) beschreibt die Position des französischen Ethnologen Lévi-Strauss (1958), der diese Methode auf die Sozialwissenschaften angewendet hat:

„[E]ine Struktur impliziert eine begrenzte Anzahl von Merkmalen. Deren Kombination und Transformation erlaubt es, von einem System zum nächsten überzugehen und ihre Beziehungen zu verstehen. Die Idee einer Struktur enthält ein Element von Transformation und Vorhersage.“

Die Strukturierung des Beobachtungsgegenstandes in die von den Modellen bekannten funktionalen Elemente, dient dazu, die Vollständigkeit der beobachteten Menge zu gewährleisten. Sie liefert Wegweiser, wie man vorgehen kann, wenn der Beobachtungsgegenstand zu groß ist, um auf einen einzigen Blick erfasst zu werden. Mathematisch ausgedrückt können wir jeden Beobachtungsgegenstand als endliche Menge von n einzelnen Elementen ansehen: $M = \{e_1, e_2, e_3, \dots, e_i, \dots, e_n\}$. Sobald diese Elemente definiert sind, können wir der Reihe nach eines nach dem andern beschreiben. Die Elemente einer Interaktion kann man sich etwa durch die W-Fragen merken: „Wer hat was, wem, womit, wo, wann, warum, und unter welchen Umständen getan?“

Wir erinnern uns daran, dass oft mehrere taugliche Modelle existieren und dass sowohl formale als auch inhaltliche Aspekte beobachtet werden sollen. Das Prozedere muss daher mit verschiedenen Strukturen (Mengen M_1, M_2 , etc.) durchgeführt werden und ist mitunter aufwendig. Ein Brief wäre in die formale Struktur: "Buchstaben", "Zahlen", "Satzzeichen", "Wörter", "Sätze", "Abschnitte", "Rechtsschreibung", "Grammatik", "Dialekte", "Stil",

"Reim" zu untergliedern und in seine inhaltliche Struktur: "Datum", "Anrede", "Textkörper mit dem Anliegen", "Grußformel", "Unterschrift".

Regel 4: Finde Ungereimtheiten und Widersprüche im Verhältnis zum Gesamtbild aller Zeichen

Wir erinnern uns an die Umstände des Auftretens von unbekanntem Phänomenen, dass sie nämlich in rein zufällige Elemente eingebettet sind (Kind 1987, S.43) und dass wir den Unterschied zwischen dem determinierten Element und dem rein Zufälligen am Anfang der Beobachtung nicht kennen können. Einzig gewisse Widersprüche können auf die Determiniertheit der einen Sequenz im Vergleich zum unbedeuteten Rest verweisen. Die vierte Formel der Beobachtung, diejenige des Notierens und der Aufklärung von Ungereimtheiten und Anomalien ist die klassische Regel von Sherlock Holmes und Sigmund Freud. Vergessen wir dabei wiederum nicht, dass sowohl in formaler als auch auf inhaltlicher Hinsicht auf Ungereimtheiten geachtet werden muss. Detektive schenken den Anomalien vor allem darum viel Beachtung, weil sie den Verdacht hegen, es könnte sich dabei um künstliche Zeichen handeln. Künstliche Zeichen besitzen einen systematischen Stellenwert, insofern als der Täter sie absichtlich gelegt hatte, um eine Mitteilung zu machen, um die Spuren zu verwischen, oder gar die Polizei in die Irre zu führen. Freud schrieb (1901, S.79): „Man merkt dann mit Erstaunen ... wie der Sprechfehler die innere Unaufrichtigkeit blossgelegt hat. Das Versprechen wird hier zu einem mimischen Ausdrucksmittel, freilich oftmals für den Ausdruck dessen, was man nicht sagen wollte, zu einem Mittel des Selbstverrats.“

Im Gegensatz zur Holmesschen Logik ist das Aufdecken von Ungereimtheiten allerdings weder die einzige, noch die wichtigste Art von Schlussfolgerung, um ein Problem zu lösen. Vor allem steht sie nicht am Anfang des Beobachtungsprozesses, sondern erfolgt erst nach der Unterteilung des Beobachtungsgegenstandes in seine funktionalen Elemente. Die Suche nach Anomalien soll nämlich systematisch vorangetrieben werden, was auf dem Hintergrund der bereits definierten Struktur besser gelingt, als wenn man sich vom Zufall leiten lässt. Das Aufspüren von Widersprüchen gewährleistet nicht zuletzt eine gewisse Kontrolle, ob die Modelle adäquat ausgewählt wurden. Der Grund dafür, dass die Holmes'sche Regel erst an vierter Stelle kommt, liegt wiederum darin, dass die betreffenden Zeichen erst im Zusammenhang ihres Kontextes und auf der Basis einer funktionalen Struktur ihren (ev. widersprüchlichen) Sinn entfalten.

Regel 5: Finde fehlende Zeichen

Wer ein Auto reparieren will, muss nicht bloß kaputte Teile reparieren, sondern er muss auch fehlende Teile aufspüren und ersetzen. Dazu zieht er mit Vorteil den Konstruktionsplan bei. Die fünfte und letzte Regel des systematischen Beobachtens bezieht sich somit auf das Aufspüren von Dingen, die fehlen, die aber vorhanden sein sollten. Anhand der Grundelemente der Modelle $M = \{e_1, e_2, e_3, \dots, e_i, \dots, e_n\}$ kann man eventuelle Lücken im Beobachtungsgegenstand notieren. Das Aufspüren von Elementen, die nicht da sind, obwohl sie es sollten, schließt die Beobachtung ab. Diese Regel soll gewährleisten, dass die Mengen M_1, M_2, \dots der funktional relevanten Elemente vollständig erfasst wurde.

Im Bezug auf die Relevanz des Beobachtens fehlender Zeichen, bemerkt Nordby (2000, S.63) den Unterschied zwischen Indiz und Beweis in der Kriminalistik: "Absence of proof is not proof of absence, but the absence of a sign can itself be a sign."

IV. Unvoreingenommenes und stetiges Erheben von Daten

In der Phase des Beobachtens wollten wir umfassend und kritikfrei alles registrieren, was relevant sein könnte. Erst nach dem Erfassen möglichst vieler Elemente, können wir herausfinden, welche unter ihnen möglicherweise determiniert sind. Unvoreingenommenheit als eine der wichtigsten Voraussetzungen, unter denen Erkenntnis stattfinden kann, wurde vom Beirat des Instituts für angewandtes Nichtwissen in der ersten Nummer der *ungewußt* gefordert: "gerade auch die Auswertung von Informationen ohne die Erkenntnis, welche Informationen für die Erreichung eines Ziels relevant sein werden, ist zu berücksichtigen" (Beirat 1992). Unvoreingenommenheit ist besonders darum nötig, weil wir gemäß Bataille davon ausgehen müssen, dass das, was wirklich neu und relevant ist, uns sehr oft nur wie eine Verschmutzung oder eine Störung vorkommt.

Nicht in allen Fällen gelingt es, in einem einzigen Durchgang alle Daten zu erfassen. Es kommt vor, dass trotz aller Systematik eine wichtige Information, die auf eine neue Spur verweist, erst am Schluss auftaucht oder bemerkt wird. Gewisse Informationen können sich

nur wechselseitig erhellen (Seiffert 1983, Bd. 2, S.123). Im Sinne des hermeneutischen Zirkels muss der Kreislauf der systematischen Beobachtung der Daten unter Umständen mehrmals durchlaufen werden.

V. Die Abduktion: Hypothesen bilden

Der Begriff der Abduktion, oder das Formulieren einer Hypothese, wurde von Peirce 1866 als Ergänzung zur Deduktion und Induktion in die Logik eingeführt. Abduktion schließt von einem vorgegebenen Resultat und einer möglichen oder spontan formulierten Regel auf einen konkreten Fall (Peirce 1960 (2), 461-516, 619-644, 694-751).

Hypothesen stellen sich bereits während des Beobachtens ein: man notiert sie sich am besten laufend, um sie später auf ihre Plausibilität testen zu können. Die Hypothesenbildung (zum Beispiel im Kriminalfall) lässt sich grundsätzlich nicht auf mechanische Regeln zurückführen, sie bleibt ein kreativer und letztlich unerklärbarer Prozess. Wirth (2005, S. 3) schrieb:

„Es ist ein epistemologischer Gemeinplatz, dass das Neue, also die „Entdeckung“, die „Erfindung“, der „Einfall“, nicht planbar ist. Schon in Lichtenbergs Aphorismen heißt es: „Alle Erfindungen gehören dem Zufall an, die eine näher, die andere weiter vom Ende, sonst könnten sich vernünftige Leute hinsetzen und Erfindungen machen, so wie man Briefe schreibt“. Die gleiche Auffassung vertritt die Wissenschaftstheorie des 20. Jahrhunderts. So schreibt Popper in seiner *Logik der Forschung*, dass es „eine logische, rational nachkonstruierbare Methode, etwas Neues zu entdecken, nicht gibt“.“

Für eine gelungene Abduktion empfiehlt es sich mit einem *Brainstorming*, verschiedene Varianten von Hypothesen aufzustellen und nicht bloß eine Einzige. Oft ist es übrigens schwieriger, Ideen für gute Modelle und für die beste Strukturierung im Beobachtungsprozess zu entwickeln als (mehr oder weniger wilde) Hypothesen zum Gesamtbild des Falles aufzustellen.

Verschiedene Wissenschaftler haben sich zur Frage geäußert, wie die Ideenbildung im konkreten Fall erleichtert werden könne. Was tun, wenn man gar nichts weiß? Popper (1979, S. 390) hat vorgeschlagen: Man beginne mit irgendwelchen willkürlichen, vereinfachten oder sogar untauglichen Lösungsvorschlägen und versuche, diese durchzuarbeiten, zu kritisieren und schlussendlich zu verbessern. Diese Empfehlung imitiert das Vorgehen der Natur, die ebenfalls in zwei grundsätzlich verschiedenen Prozessen, nämlich *blind variation* und *selective retention*, Neues kreiert (Campbell 1960).

Weiter erhalten wir durch die Bataillesche Idee der heterogenen Sphäre (als Gegensatz zum großen Bereich der wissenschaftlich wohl erforschten und beschriebenen Phänomene) Hinweise, wo wir überhaupt suchen müssen, um Neues zu entdecken. Wir müssen uns nämlich weg von den etablierten Theorien bewegen und uns dem „Abfall“, den „Verunreinigungen“, den „Störfaktoren“ und – besonders heute – dem „politisch Unkorrekten“ zuwenden. Die Schlussfolgerungen, die man aus den Überlegungen Batailles ziehen kann, münden direkt in die Theorie Kuhns (1962). In sehr vielen Fällen sind Themen, die sich für die Erforschung von wirklich Neuem eignen, genau diejenigen, die im Kreis der Peers zunächst wenig bis keine Anerkennung versprechen. Beide Autoren verweisen somit implizit darauf, dass Originalität nicht ausschließlich eine kognitive Fähigkeit ist, sondern durch die Charaktereigenschaft Zivilcourage entscheidend gefördert wird. Wer etwas Neues entdecken will, darf keine Angst davor haben, sich innerhalb der herrschenden Ideologie „die Hände schmutzig zu machen“.

Der Ethnopsychanalytiker Devereux (1988) legt in seiner Monographie *Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften* den Akzent auf die Tatsache, dass sozialwissenschaftliche Daten immer und bei allen Forschern Auslöser persönlicher Ängste und Widerstände sind, weil sie deren Selbstbild und Beziehungsmuster beeinflussen und mitunter in Frage stellen könnten. Meistens sind die Widerstände unbewusst und werden gerade von Intellektuellen mit intelligenten Rationalisierungen abgewehrt. Sofern sie nicht gründlich analysiert werden, stehen sie der Kreativität im Wege und verzerren die Wahrnehmung und die Interpretation.

VI. Hypothesen auf ihre Plausibilität überprüfen

Wer nun kritiklos Daten sammelt und fröhlich zahlreiche Hypothesen in die Welt stellt, geht natürlich das Risiko ein, sich in Spekulationen zu versteigen. In der vierten Phase müssen einerseits eine kritische Bewertung der einzelnen Informationen und andererseits Plausibilitätsüberlegungen zu möglichen Hypothesen angestellt werden. Nordby (2000, S.32) verweist in seinem Zitat auf diesen Schritt: "Abduction, Peirce says, is the proposing of some explanation that is likely in itself (7.202) but that must be tested before anyone can be fully justified in accepting it." Die Kritik soll sich nicht bloß auf isolierte Details fixieren, sondern alle vorhandenen Elemente in ihrem jeweiligen Kontext berücksichtigen.

In vielen Fällen ist entweder grundsätzlich kein direkter Beweis möglich (z.B. bei Prognosen), oder es müssen – vor dem Vorliegen von empirischen Beweisen – Entscheidungen gefällt werden, die festlegen, in welche Richtung weitere Forschungen gehen sollen. Zum Beispiel in der Kriminalistik oder der Geschichtswissenschaft, müssen wir auf der Basis von Indizien Plausibilitätsüberlegungen zu verschiedenen Hypothesen anstellen, die dann wegweisend sind. Dabei stellt man eine Hypothese "H0" ihrer Antithese ("Nicht-H0") konkret gegenüber (das Wetter wird "schön" oder "nicht schön"). Da jedes Indiz für sich alleine genommen, allzu vieldeutig ist und nur in seinem jeweiligen Kontext interpretiert werden kann, ist für die Plausibilitätsabschätzung eine Verdichtung der Informationen unerlässlich. Diese erreicht man, indem man in einer Tabelle in der ersten Spalte alle Indizien für H0 aufführt, in der zweiten, alles was man noch nicht zu einer Hypothese zuordnen kann und in der dritten alle Indizien, die gegen H0 sprechen. So erhält man einen ersten Überblick über die Lage, wenn es nicht möglich ist, die jeweiligen Alternativen in kurzer Zeit zu überprüfen.

Wenn die objektive Wahrheit nicht einfach zu bestimmen ist, oder wenn es sie nicht gibt, dienen Plausibilitätsüberlegungen nicht zuletzt dazu, das weitere Vorgehen möglichst ökonomisch zu gestalten. In einer kriminalpolizeilichen Ermittlung muss man beispielsweise Entscheidungen fällen, wo und mit wie viel Aufwand weiter ermittelt werden soll.

VII. Zur Illustration: Anleitung für das Lösen von Sudoku-Rätseln

Zur Illustration des Vorgehens nehmen wir uns die Sudoku-Rätsel vor (japanisch 数独). Diese Weiterentwicklungen des lateinischen Quadrats bestehen aus 81 Feldern, die man mit den Zahlen 1 bis 9 füllen muss. Wikipedia (2005) berichtet über die Herkunft des Rätsels:

„Im April 1984 erschien diese Art von Puzzle in Japan in einer monatlichen Rätselzeitschrift des Nikoli-Verlags unter dem Titel "Sūji wa dokushin ni kagiru (数字は独身に限る)", was etwa soviel heißt wie: "Die Ziffern dürfen nur einmal vorkommen". Abgekürzt heißt es dann Sudoku (sū = Ziffer, doku = einzeln). Mathematisch untersucht wurden solche Quadrate in allgemeiner Form im 18. Jahrhundert vom Schweizer Mathematiker Leonhard Euler.“

Abb. 3: Sudoku aus dem *Handelsblatt* vom 16. Juni 2005

8		9						
4	3	5		1				
	6	2	8					
	2	4		9				
	5		4		3		7	
				5		6	2	
					9	3	4	
				4		8	5	7
						1		6

Die leeren Felder sind so zu ergänzen, dass die Zahlen 1 bis 9 in jeder Zeile und in jeder Spalte genau einmal vorkommen. Zusätzlich dürfen die Zahlen 1 bis 9 auch innerhalb jedes 3x3 Unterquadrates ebenfalls nur einmal vorkommen.

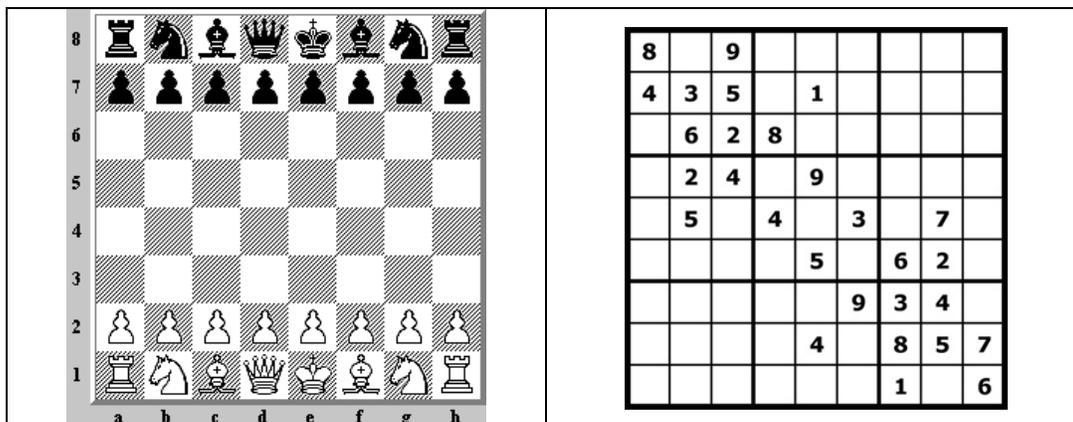
Die Quadrate werden in der Regel so konstruiert, dass es genau eine Lösung gibt. Das Beispiel aus dem *Handelsblatt* könnte selbstverständlich auch ohne die systematische Beobachtung gelöst werden. Es dient der Illustration, wie man ein Problem grundsätzlich angehen kann, wenn man noch keine Tricks und Anleitungen kennt. Zunächst wird man es mit Aus-

probieren versuchen. in Die Schwierigkeit dabei ist, herauszufinden, welches die ersten Schritte sind und welche man auf später verschieben kann oder muss. Wer rein heuristisch vorgeht, verliert sich in Details und braucht zu viel Zeit, um die Lösung zu finden. Systematisches Beobachten definiert nun die ersten fünf Schritte, um Probleme und Lösungswege besser einzugrenzen, bevor man allenfalls anfängt, auszuprobieren. Nach der Anwendung der fünf Regeln erhalten wir ein Gesamtbild, das erste Schlüsse erlaubt.

1. Modelle hinzuziehen

Auf der Suche nach einem Modell wird man vielleicht zuerst auf das Kreuzworträtsel stoßen. Dieses stellt sich dann aber als wenig ergiebig heraus. Die Modellsuche hängt oft von einer guten Idee ab. Beim Sudoku erinnert die quadratische Struktur äußerlich an das Schachspiel. Wir stellen daher die beiden Spiele nebeneinander, um Ähnlichkeiten und Unterschiede zu entdecken. Das physische "Nebeneinander-Stellen" von Beobachtungsobjekt und Modell scheint so banal, dass man sich vielleicht versucht fühlen könnte, darüber hinweg zu gehen. Das soll man aber nicht tun! In gewissen Fällen verbirgt sich das Wesentliche nämlich in einem Detail, das sonst unbemerkt bleibt.

Abb. 4: Vergleich mit dem Modell des Schachspiels



(Modell aus <http://chess.about.com/library/ble12set.htm>)

Das Schachspiel hat als Elemente einerseits das Brett mit den identifizierbaren Feldern ($8 \times 8 = 64$ Elemente) und andererseits die schwarzen und weißen Figuren (2 mal 16 Elemente). Das Sudoku hat ebenfalls Felder, aber $9 \times 9 = 81$ und nicht 64, und anstatt mit Figuren spielt

man mit der Zahlenmenge $M=\{1,2,3,4,5,6,7,8,9\}$. Aus dem Vergleich mit dem Schachbrett, können wir den Schluss ziehen, dass es sinnvoll ist, die Felder des Sudoku nach Zeile und Spalte zu bezeichnen, damit man jedes identifizieren kann. Nebenbei sei erwähnt, dass noch andere Modelle möglich sind, etwa geographische Landkarten.

2. Inhalt und Form trennen

In der Mathematik sind Zeichen eindeutig definiert, d.h. der Inhalt ist durch seine Form bestimmt und es gibt es nur eine Form für jeden Inhalt. So müssen wir hier die Trennung zwischen Inhalt und Form nicht vollziehen.

3. Elemente der Struktur definieren

Mit dem Benennen der Zeilen und Spalten sind noch nicht alle Elemente erfasst, denn die Zahlen, die in die Felder gehören, sind ebenfalls Elemente der Struktur.

Abb. 5: Jedes einzelne Element in die Struktur einordnen

9.	8	1 2 3 4 5 6 7 8 9	9	1 2 3 4 5 6 7 8 9	1 2 3 4 5 6 7 8 9	1 2 3 4 5 6 7 8 9	1 2 3 4 5 6 7 8 9	1 2 3 4 5 6 7 8 9	1 2 3 4 5 6 7 8 9
8.	4	3	5	1 2 3 4 5 6 7 8 9	1	1 2 3 4 5 6 7 8 9			
7.	1 2 3 4 5 6 7 8 9	6	2	8	1 2 3 4 5 6 7 8 9				
6.	1 2 3 4 5 6 7 8 9	2	4	1 2 3 4 5 6 7 8 9	9	1 2 3 4 5 6 7 8 9	1 2 3 4 5 6 7 8 9	1 3 5 6 7 8	1 2 3 4 5 6 7 8 9
5.	1 2 3 4 5 6 7 8 9	5	1 2 3 4 5 6 7 8 9	4	1 2 3 4 5 6 7 8 9	3	1 2 3 4 5 6 7 8 9	7	1 2 3 4 5 6 7 8 9
4.	1 2 3 4 5 6 7 8 9	5	1 2 3 4 5 6 7 8 9	6	2	1 2 3 4 5 6 7 8 9			
3.	1 2 3 4 5 6 7 8 9	9	3	4	1 2 3 4 5 6 7 8 9				
2.	1 2 3 4 5 6 7 8 9	4	1 2 3 4 5 6 7 8 9	8	5	7			
1.	1 2 3 4 5 6 7 8 9	1	1 2 3 4 5 6 7 8 9	6					
	a	b	c	d	e	f	g	h	i

Wir fügen also alle fehlenden Zahlen zusammen in die unbesetzten Felder ein (Abb. 5).

4. Ungereimtheiten und Widersprüche finden

Weil die Zahlen 1 bis 9 je nur einmal vorkommen dürfen pro Zeile, Spalte und Unterquadrat, sind beim Einfügen aller fehlenden Elemente viele Widersprüche entstanden, die wir nun auflösen müssen. In der ersten Zeile löschen wir überall die 8 und die 9, in der zweiten Zeile die 1,3,4 und die 5 und so weiter. Nach der Bereinigung der Zeilenwidersprüche fangen wir mit den Spalten an. Wir beginnen mit der obersten Zeile. Im Feld b9 müssen wir die Zahlen 2,3,5,6 eliminieren, denn sie kommen in der Spalte b bereits schon einmal vor. Im Feld d9 müssen wir die 4 streichen, im e9 die 1,4,5 etc. Im dritten Durchlauf bereinigen wir die Unterquadrate. Zuletzt können wir erneut in den Zeilen und Spalten einige Widersprüche entdecken und erhalten die Abbildung 6.

Abb. 6: Widerspruchsreinigung nach Unterquadraten, Spalten und Zeilen

9.	8	17	9	235 67	236 7	245 67	247	136	134 5
8.	4	3	5	267 9	1	267	27	68	89
7.	17	6	2	8	37	145 7	47	13	134 59
6.	136 7	2	4	167	9	167 8	5	138	138
5.	169	5	168	4	268	3	9	7	18
4.	137 9	147 89	137 8	17	5	178	6	2	134 8
3.	156 7	178	167 8	156 7	678	9	3	4	2
2.	123 69	19	136	123 6	4	126	8	5	7
1.	235 7	478	378	235 7	237 8	245 78	1	9	6
	a	b	c	d	e	f	g	h	i

Nun sind einige Felder (i3, h1, g5, g6) eindeutig bestimmt; andere enthalten nur noch zwei Alternativen.

5. *Fehlendes finden*

Jetzt geht es um das Aufspüren von Unterquadraten, in denen eine Zahl in allen außer einem einzigen Feld fehlt. In der Abbildung 6 kann man das Feld i4 isolieren, welches als Einziges innerhalb des Unterquadrats g4 bis i6 die Zahl 4 enthält. In allen andern Feldern dieses Unterquadrats (g4, h4, g5, h5, i5, g6, h6, i6) fehlt die 4. Jetzt kann man die Varianten 1,3 und 8 im Feld i4 streichen. Diese Bereinigung führt dann dazu, dass man auf der Zeile 4 und der Spalte i je weitere Felder präzisieren kann (z.B. das Feld i9, wo man die Zahl 4 streicht).

Das Prozedere des Aufspürens einzigartiger Zahlen innerhalb eines Unterquadrats, einer Spalte oder einer Zeile muss in mehreren Durchgängen vollzogen werden, was dann wiederum zu neuen Widersprüchen führt. So kommen wir Schritt für Schritt zur Abbildung 7, die nun weder Ungereimtheiten, noch überzählige Elemente enthält.

Am Ende der Weisheit angelangt

Es kann vorkommen – sowohl im Leben und als auch in der Wissenschaft – dass man mit seiner Weisheit am Ende ist. Wenn kein Rezept für weitere Schritte zur Verfügung steht, kommen wir nicht umhin, Plausibilitätsüberlegungen anzustellen. In vielen beruflichen Entscheidungen, wie zum Beispiel jenen, die sich auf eine Vorhersage der Zukunft beziehen, hilft nur noch der „gesunde Menschenverstand“ oder die Statistik. Oft sind auch ökonomische Kriterien einzubeziehen, d.h. welche Wege führen mit dem geringsten Aufwand unter günstigen Umständen zum Ziel.

In Abbildung 7 lohnt es sich offensichtlich mehr, mit einem der zwölf Felder, die nur noch zwei Alternativen (b9, a7 etc.) enthalten, zu experimentieren als mit denjenigen, die mehrere Alternativen (a1, d3 etc.) enthalten. Logischerweise können wir irgendein Feld mit nur zwei Alternativen nehmen (hellblau) und eine davon willkürlich festlegen. Selbst wenn wir die Falsche gewählt hätten (und somit einige der Zahlen 1-9 mehr als einmal pro Zeile, Spalte oder Unterquadrat vorkämen), wäre das Rätsel gelöst, weil wir ja dann wüssten, dass die andere Alternative die Richtige sein muss.

Abb. 7: Mit Systematik kommt man nicht mehr weiter

9.	8	1 7	9	$\begin{matrix} 2\ 3\ 6 \\ 7 \end{matrix}$	3 6 7	4	2 7	1 3	5
8.	4	3	5	9	1	2 7	2 7	6	8
7.	1 7	6	2	8	3 7	5	4	1 3	9
6.	1 7	2	4	1 6 7	9	1 6 7	5	8	3
5.	6	5	8	4	2	3	9	7	1
4.	$\begin{matrix} 1\ 3\ 7 \\ 9 \end{matrix}$	1 7 9	1 3 7	1 7	5	8	6	2	4
3.	1 5 7	1 7 8	$\begin{matrix} 1\ 6\ 7 \\ 8 \end{matrix}$	$\begin{matrix} 1\ 5\ 6 \\ 7 \end{matrix}$	6 7 8	9	3	4	2
2.	$\begin{matrix} 1\ 2\ 3 \\ 9 \end{matrix}$	1 9	1 3 6	$\begin{matrix} 1\ 2\ 3 \\ 6 \end{matrix}$	4	1 2 6	8	5	7
1.	$\begin{matrix} 2\ 3\ 5 \\ 7 \end{matrix}$	4	3 7 8	$\begin{matrix} 2\ 3\ 5 \\ 7 \end{matrix}$	3 7 8	2 7	1	9	6
	a	b	c	d	e	f	g	h	i

Aus ökonomischer Sicht möchten wir ein Feld so auswählen, dass nachher ein möglichst geringer Aufwand resultiert und wir nach dem Festlegen der einen Zahl möglichst viele andere auf einen Blick eliminieren können. Man sieht, dass die beiden Alternativen 1/7 und 2/7, die je vier mal vorkommen, die häufigsten sind. Von den einzelnen Zahlen, die noch zu bestimmen sind, ist die 7 die häufigste (9x) und die 1 die zweithäufigste (7x). Somit wählen wir mit Vorteil ein Feld mit den Alternativen 1/7, zum Beispiel b9. Zum Zweck der Demonstration können wir auch noch Überlegungen anstellen, welche der beiden Zahlen 1 und 7 man zuerst festlegen soll. Für die Hypothese (H0), dass die Zahl 7 in Feld b9 das Rätsel am schnellsten auflöst, erhält man folgende Tabelle (Abb. 8):

Abb. 8: Indizien *pro* und *kontra* die Hypothese H_0 , dass $b_9=7$ die ökonomischste Art ist, das Rätsel zu lösen

	Für H_0	Neutrale Indizien	Gegen H_0
1	b9 gehört zu den Feldern mit nur noch 2 Alternativen		
2	b9 gehört zu den Feldern mit der Auswahl 1/7 und 2/7, die am häufigsten vorkommen		
3		Die Zahlen 3 und 9 stehen weitaus weniger häufig zur Wahl als die 7, die 1 und die 2	
4	Die 7 ist die häufigste noch unbestimmte Zahl (9x), die 1 die zweithäufigste (7x). Daraus ist b9 als Feld besser gewählt als f1, f8, g8, g9 mit der Alternative 2/7		
5		Es gibt 3 andere Felder (a6, a7, d4), die dieselben Bedingungen erfüllen wie b9. Eines davon könnte ökonomischer sein.	
6			In der betreffenden Zeile, Spalte und im Unterquadrat ist die Zahl 7 häufiger unbestimmt als die 1. Daher sind die Odds dass die Zahl 7 in Feld b9 die Richtige ist (1:6), kleiner als die Odds, dass es die 1 ist (1:5).

Aus Tabelle der Hypothesenüberprüfung wird nun klar, dass die Wahl des Feldes b9 nicht schlecht ist, dass aber unsere Chance, mit der 7 richtig zu liegen, kleiner ist als diejenige mit der 1. Wir wählen also die 1. Tatsächlich hat diese Überlegung direkt zur Lösung geführt (Abb. 9).

Abb. 9: Lösung anhand der experimentellen Bestimmung von Feld b9 nach Plausibilitätsüberlegungen

9.	8	1	9	2	6	4	7	3	5
8.	4	3	5	9	1	7	2	6	8
7.	7	6	2	8	3	5	4	1	9
6.	1	2	4	7	9	6	5	8	3
5.	6	5	8	4	2	3	9	7	1
4.	9	7	3	1	5	8	6	2	4
3.	5	8	1	6	7	9	3	4	2
2.	2	9	6	3	4	1	8	5	7
1.	3	4	7	5	8	2	1	9	6
	a	b	c	d	e	f	g	h	i

VIII. Ausblick

Der Mensch tut sich schwer mit dem, was er nicht weiß, und zwar ganz besonders der Wissenschaftler. Nicht zufällig wird der Anfang wissenschaftlicher Tätigkeit, das Stadium vor der Theorienbildung, im Universitätsbetrieb kaum thematisiert. Vorschnell tendieren wir dazu, Erklärungen zu liefern, oder wir befassen uns ausschließlich mit dem, was wir bereits zu kennen glauben. Das Unbekannte manifestiert sich denn auch häufig als ungewollte Störung der Dinge, als Verschmutzung der alten „Wahrheit“. Im Bewusstsein unserer Schwäche können wir uns aber durch systematisches Vorgehen mehr Halt geben, um das Stadium der Ungewissheit durchzuhalten und um einigermaßen unvoreingenommen ein möglichst vollständiges Inventar der Zeichen zu erstellen. Erst ein solches ist eine solide Basis für die Abduktion glaubhafter Hypothesen.

Literatur

- Bataille, G. (1978), *Die psychologische Struktur des Faschismus. Die Souveränität*. München: Matthes & Seitz. (Originale 1933/4, 1956).
- Beirat des Instituts für angewandtes Nichtwissen (IfAN) (1992), Editorial. *Ungewusst*, Heft 1.
- Bischof, R. (1984), *Souveränität und Subversion*. München: Matthes & Seitz.
- de Saussure, F. (1995), *Cours de linguistique générale*. Paris: Grande Bibliothèque Payot (Original 1916).
- Devereux, G. (1988), *Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften*. 2. Auflage, Frankfurt a.M.: Suhrkamp TB..
- Eco, U. (1977). *Zeichen. Einführung in einen Begriff*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Eco, U. (1994). *Einführung in die Semiotik*. München: UTB Wilhelm Fink Verlag.
- Eysenck, M.W. und M.T. Keane (1995), *Cognitive Psychology. A Student's Handbook*. London: Lawrence Erlbaum.
- Freud, S. (1942), *Psychopathologie des Alltagslebens*. GW IV, London: Imago (Original 1901).
- Haas, H. (2003), Kriminalistischer Erkenntnisgewinn durch systematisches Beobachten. *Kriminalistik* 57(2): 93-100.
- Haas, H. (2003), Observer et rédiger des documents en psychologie légale. Reihe: *Actualités psychologiques* N° 14, Institut de psychologie, Université de Lausanne.
- Handelsblatt (2005). *Nachrichten: Sudoku vom 16. Juni 2005*. www.handelsblatt.com/
- Kuhn, Th. (1962), *The Structure of Scientific Revolution*. Chicago: University of Chicago Press.
- Lichtenberg, G. Ch. (1953), *Aphorismen, Briefe, Schriften*. Hrsg. von Paul Requadt, Stuttgart: Alfred Kröner Verlag 167.
- Neisser, U. (1976), *Cognition and Reality. Principles and Implications of Cognitive Psychology*. San Francisco: Freeman
- Nordby, J. (2000), *Dead Reckoning. The Art of Forensic Detection*. Washington D.C.: CRC Press.
- Pierce, Ch. (1931-35), *Collected Papers*. Cambridge: Harvard University Press.
- Popper, K. (1979), *La connaissance objective*. Paris: Champs-Flammarion. (Original 1972).
- Popper, K. (1994), *Logik der Forschung*. Tübingen: Mohr Siebeck (Original 1934).
- Roesler, A. (2005), Charles S. Peirce on the Emergence of the Code of Perception. Universität Frankfurt a.M. Online unter: <http://www.uni-frankfurt.de/~wirth/texte/roeslere.html>.
- Seiffert, H. (1983), *Einführung in die Wissenschaftstheorie*. Bd. 1 & 2. München: Beck.
- Weeks, M. (2005), *About Chess. Your Guide to Chess*. <http://chess.about.com/library/> (26.06.05).
- Wikipedia (2005), *Stichwort: „Sudoku“*. <http://de.wikipedia.org/wiki/Sudoku> (26.06.2005).
- Wirth, U. (1995), Abduktion und ihre Anwendungen. *Zeitschrift für Semiotik* 17, 405-424.
- Wirth, U. (2003), *Die Phantasie des Neuen als Abduktion*. Deutsche Vierteljahresschrift 77, Heft 4, 591-618.

NUTZLOSE WERKE.

**drei tage liegen
wie perlen
köstlich in deiner hand**

nicht zerbeißen und nicht lutschen!

**wenn schon in einen
delikaten essig
und runter damit!**

**der morgen füllt
die wolken und trinkt
den tag in vollen zügen**

**nun lehnt sich abend an die klippen
er schubbert sich den rücken
an dieser rauen landschaft
und kichert einfach los.**

das hört sich wie sturm an.

**nutzlose werke
wickeln sich um deine finger
die halten dich fest**

gefaltet

**am horizont
nichts als geschnürte schuhe
die bälle stürzen
dem himmel zu, die steigen
zur erde zurück**

**ich liebte dich nie
wie den tag
als der regen
sein säuselndes gesicht
auf dich drückte
dich lockte, koste und
verschlang. dein haar
wie hell das surrte
bevor es brach**

wirklichkeit sickert
in's werk
bis es platzt. das spritzt
gar nicht schlecht

die letzten
gespräche umkreisen
bambis loch. im schrank
das spielzeug ein schiff
geladen an sein höchsten rand

autos brummen
auf der straße
der diskurs
fährt munter fort ein muster
wer die straßen liest

für achim

nuja, gewitter zu türmen ist
sicher ein kreuz, und wär es für jeden
aber du – du kennst
natürlich die wetter und hagel ist dir
doch auch nichts als dampf

du bringst den zum lachen, so dass der
zumindest in tränen zergeht, tränen sind weich,
salzig und süß, richtige tränen
sagst du, die werden immer gelacht

**eine wippe. die neigung fällt
im gehen gucken wir
zurück: die neigung steigt**

**wir sehen uns um
und unser blick
rollt über uns zurück**

„Der sokratische Dialog“ und das „Sprachspiel“
oder:
Eine Begegnung zwischen Sokrates und Wittgenstein

von

ANDREA A. REICHENBERGER

Abstract: Die mit skeptischer Absicht gestellten Fragen „Woher weist du das?“ und „Wie kannst du es wissen?“ fordern dazu auf, Wissensansprüche zu begründen und zu rechtfertigen. Sokrates soll mit diesen Fragen seine Mitmenschen wie kaum ein anderer gequält haben. Unermüdlich legte er in Gesprächen offen, dass vieles, was Menschen zu wissen glauben und zu wissen beanspruchen, von kontingenten Akzeptanzbedingungen abhängt, die in Frage gestellt werden können.

Vielleicht noch mehr als Sokrates hebt Wittgenstein hervor, dass die Begründung und Rechtfertigung unserer Überzeugungen – ebenso wie deren Infragestellung – ihre Grundlage in der Praxis unseres Sprechens, Lebens und Handelns haben. Es bedarf eines „überkommenen Hintergrundes“, um einen Dialog überhaupt führen oder ein Sprachspiel überhaupt spielen zu können.

So weit es um die aufklärerische und sprachkritische Intention geht, die auf die schonungslose Demaskierung von Vorurteilen zielt, sind die philosophischen Standpunkte von Sokrates und Wittgenstein durchaus kompatibel. Doch es gibt einen nennenswerten Unterschied zwischen beiden. Für Wittgenstein ist der „überkommene Hintergrund“ selbst weder wahr noch falsch, sondern schlichtweg hinzunehmen. „So handle ich eben“, sagt Wittgenstein. (PU § 217) In diesem „So“ findet jede Rechtfertigung, Begründung und Erklärung ein Ende. Alles, was darüber hinausgeht, und dazu gehört das Mystische, Religiöse und Ethische, ist unaussprechlich, kann (allenfalls) gezeigt werden. Aus der Sicht von Sokrates ist dieser Standpunkt inakzeptabel, mehr noch, er verhält sich geradezu widersprüchlich zu seiner Forderung nach einer rationalen Begründung und Rechtfertigung jedweden Sprechens und Handelns. Auf Wittgensteins „So handle ich eben“ hätte Sokrates vermutlich geantwortet: „Aber ist mein Handeln auch *richtig* und *gut*?“

1. Zum Anfang: Der sokratische Dialog

Zu philosophieren ohne zu fragen ist undenkbar. Denn am Anfang aller Philosophie steht das Fragen. Schon Platon und Aristoteles bestimmten die Frage als die diskursive Artikulation des Staunens und das Staunen als den Ursprung der Philosophie. „Denn Verwunderung veranlasste zuerst wie noch jetzt die Menschen zum Philosophieren.“ (Arist. Met. 982b)

Das griechische Wort für das Staunen (τό θαῦμα) erinnert etymologisch an Thaumás, an den Gott des Wunders, und führt uns weit zurück, in die Welt des Mythos. Wer damals Prognosen gestellt haben wollte, der wandte sich nicht an diverse Institute für Meinungsumfragen, für Risikofolgenabschätzung u.ä., sondern an das Orakel. Apollo, der Gott des Orakels, offenbarte den Menschen sein Wissen in der verkleideten Form von Rätseln.

Mit dem Übergang vom Mythos zum Logos wurde das Rätselhafte entmystifiziert und von seinem göttlichen Thron gestoßen. Im „Charmenides“ von Platon ist es der Weise, nicht mehr Gott, der mit Rätselfragen zu Denken gibt. Wer fragt und staunt, der glaubt, (etwas) nicht zu wissen. „Um der Unwissenheit (ἀγνοία) zu entkommen“, so steht in der Metaphysik des Aristoteles, „begannen die Menschen zu philosophieren und Wissenschaft zu betreiben, also des Erkennens wegen, nicht um irgendeines Nutzens willen.“ (Met. 982b)

Folgt man der Auffassung der alten Griechen, zeichnet sich die Philosophie, die Liebe zur Weisheit, durch ein Streben nach Erkenntnis um ihrer selbst willen aus. Sie stellt keine Ansammlung von Wissen bereit, sondern ist eine Tätigkeit, will Aufklärungsarbeit sein und leisten. Sie liefert nicht der Weisheit letzten Schluss, das wäre Besserwisserei, sondern dient der Übung zu einem überlegten und besonnenen, selbstbewussten und selbstverantworteten Denken und Handeln.

Ein Schulbeispiel für die philosophische Tätigkeit ist das sokratische Gespräch. Sokrates behauptete, dass er im Gegensatz zu vielen seiner Mitmenschen nicht glaube zu wissen, was er nicht weiß. Dies ist kein selbstwidersprüchlicher Satz (Sokrates behauptete nicht „Ich weiß, dass ich nichts weiß“), sondern Ausdruck der Kritik an Gutgläubigkeit, an Hochmut und Arroganz zu glauben oder vorzugeben, im Besitz des „Steins der Weisen“ zu sein. Wie die Stechfliege das Pferd quälte Sokrates seine Zeitgenossen mit seiner Forderung, dass Meinun-

gen und Ansichten sich als begründet ausweisen müssen, d.h. der Rechtfertigung bedürfen. Dazu verwickelte er sie in Gespräche. Er begann die Diskussion mit einer scheinbar harmlosen Frage, die er gleichsam als Problem vorlegte (vgl. πρόβλημα: das Vorgelegte, auch: Hindernis, Herausforderung), z.B. „Was ist Tugend?“ – Die Gespräche endeten stets in einer Aporie. In jene trieb Sokrates seine „Opfer“ mittels des indirekten Beweisverfahrens der Elenktik. Seine Gesprächspartner verstrickten sich in einander widersprechende Aussagen. Glaubten diese zu Beginn der Diskussion, die wahre Antwort auf die gestellte Frage zu wissen, mussten sie am Ende einsehen, dass dies ein Irrtum war. Sie waren in einem *Scheinwissen* gefangen, welches dem prüfenden Fragen nicht standgehalten hat. Dies einzusehen, bedeutet Wissen um das Nichtwissen (in einem bestimmten Sinn) erworben zu haben.

Dass die Antwort auf die zu Beginn gestellte Frage am Ende offen bleibt, lässt verschiedene Schlüsse bzw. Interpretationen zu. Der *Skeptiker* enthält sich des Urteils und begründet dies durch den Verweis auf das Gleichgewicht von pro- und contra-Argumenten und auf das Fehlen eines unumstrittenen Wahrheitskriteriums. Er sieht in der Urteilsenthaltung das argumentative Endziel. Aus der Tatsache, dass die Frage am Ende unbeantwortet bleibt, folgt freilich nicht, dass sie prinzipiell nicht beantwortbar ist. Die sokratischen Dialoge terminieren in einer unaufgelösten, nicht in einer unauflösbaren Aporie.

Dies bietet Raum für die Hoffnung des *Optimisten*, dass die Einsicht des Wissens um das Nichtwissen den Ausgangspunkt für die Suche nach begründetem Wissen und Wahrheit darstellt. Aber es gibt natürlich keine Garantie, dass die Suche erfolgreich verläuft. Aus der Tatsache, dass jemand sucht, folgt nicht zwingend, dass er auch fündig wird.

Für die optimistische Überzeugung, dass es prinzipiell nichts gibt, was wir nicht wissen können, lässt sich ein berühmtes Beispiel anführen, das Bild vom Laplaceschen Geist. Es ist nicht nur Sinnbild für die mechanistische Weltbeschreibung, sondern zugleich für die Idee einer (möglichen) Vollständigkeit und Vollendbarkeit der Wissenschaft und des Wissens. Für den allwissenden Laplaceschen Dämon gibt es kein Rätsel, kein Problem und keine Frage (mehr). Doch halt: Von uns Menschen wissen wir, dass wir uns irren, täuschen und getäuscht werden (können). Könnte es nicht einen *genius malignus* geben, einen listigen und bösen Geist, der den Menschen in allem täuscht, wie Descartes befürchtete? Woher nehmen wir unsere Sicherheit, Gewissheit und Zuversicht, dass es nichts gibt, was wir nicht wissen können?

Die beiden von Laplace und Descartes ersonnenen Geister sind (nur) Bilder. Sie sind vor dem Hintergrund des neuzeitlichen kumulativen Forschungs- und Fortschrittsdenkens zu sehen und gehören der „Leonardo-Welt“¹ des Erfinders und Entdeckers an. Der Begriff des Wissens ist in diesem Kontext als mathematisch berechenbare Größe im Spannungsverhältnis von Minimum und Maximum zu verstehen.

Mit dem sokratischen Wissens- und Erkenntnisbegriff hat dieser nichts mehr gemein. Erkenntnissuche im sokratischen Sinne bedeutet ein Streben nach einem guten und vernunftgemäßen Leben, in dem sich die Wahrheit des Seins verwirklicht. Auf dem Weg des Dialogs soll der Mensch zu einem solchem Leben geführt und geformt werden.

2. Zum Weiterdenken: Wittgensteins Umgang mit philosophischen Fragen

„Ein philosophisches Problem hat die Form: ‚Ich kenne mich nicht aus.‘“ (PU § 123) Diese Feststellung stammt nicht von Sokrates, sondern von Wittgenstein. Die Philosophie Wittgensteins hat mit derjenigen Sokrates' viele Gemeinsamkeiten. Beide haben weniger ein theoretisches als vielmehr ein genuin praktisches und nicht zu vergessen ethisches Interesse. Beide sind kritisch, aufklärerisch, diskursiv und offen, rücken den Menschen als *zoon politikon* in den Mittelpunkt, wollen zeigen, dass vieles, was Menschen mit Sicherheit und Gewissheit zu wissen glauben und zu wissen beanspruchen, von kontingenten Akzeptanzbedingungen abhängt, die in Frage gestellt werden können. Und schließlich verfolgt Wittgenstein wie schon Sokrates nicht das Ziel, ein (abgeschlossenes) System philosophischer Erkenntnisse zu präsentieren, einen Mechanismus zur Aussonderung falscher bzw. sinnloser Sätze bereit zu stellen, oder gar, vom Katheder herab zu belehren.

Der Anspruch auf Verständlichkeit, nicht auf Vollständigkeit, ist an die Philosophie zu stellen. Insofern die philosophische Tätigkeit, durch die der Mensch sich Klarheit über sich selbst und über die Welt zu verschaffen versucht, ein unabschließbarer Prozess ist, kann es auch keine endgültige Lösung ihrer Fragen geben. So verstanden ist die Philosophie mehr als nur eine sophistische Wortspielerei, sondern Aufklärungsarbeit, die so wenig zu Ende ist, wie ihr

¹ Die Bezeichnung stammt von Mittelstraß (1998), S. 69-74.

Anfang abgeschlossen hinter uns liegt. Sie soll *Klarheit* schaffen, (neues) *Licht* auf die Grundfragen der Philosophie werfen, indem sie sprachliche Missverständnisse aufdeckt.

„Der Zweck der Philosophie ist die logische Klärung der Gedanken. Die Philosophie ist keine Lehre, sondern eine Tätigkeit. Ein philosophisches Werk besteht wesentlich aus Erläuterungen. Das Resultat der Philosophie sind nicht ‚philosophische Sätze‘, sondern das Klarwerden von Sätzen. Die Philosophie soll die Gedanken, die sonst, gleichsam, trübe und verschwommen sind, klar machen und scharf abgrenzen.“ (TLP 4.112)

Die Lichtmetaphorik, zu der Wittgenstein immer wieder greift, um den Sinn und Zweck und, wenn nicht das „Wesen“, so doch das *Wesentliche* seiner Philosophie *vor Augen zu führen*, mag an Platons Höhlengleichnis erinnern. So sehr dieser Vergleich auf der Hand liegen mag – zwischen Wittgenstein und dem platonischen Sokrates liegt nicht nur eine beträchtliche Zeitspanne, sondern auch ein nennenswerter Unterschied, was den Umgang mit philosophischen Fragen betrifft.

Der Ursprung philosophischer Probleme liegt Wittgenstein zufolge nicht in einer Unkenntnis über die empirische Wirklichkeit oder über eine (platonische) Welt, die sich hinter den „bloßen Erscheinungen“ verbirgt. Philosophische Probleme sind sprachlicher Art. Ihre Lösung besteht in der „Einsicht in das Arbeiten unserer Sprache“. (PU § 109) „Bei meiner Methode geht es stets darum, auf Fehler in der Sprache hinzuweisen. Das Wort ‚Philosophie‘ werde ich für die Tätigkeit verwenden, bei der solche Fehler bloßgestellt werden.“ (Vorl, S. 180)

In seinem „Tractatus“ hatte Wittgenstein die Vagheit des üblichen Sprachgebrauchs noch als einen Mangel gesehen, von dem er glaubte, dass er durch die Konstruktion einer weltabbildenden Präzisionssprache beseitigt werden kann. Eindeutigkeit und Exaktheit lautete das Ziel, das Kriterium der Präzision das der Übersetzbarkeit: alle Aussagen unserer Sprache lassen sich auf Elementarsätze zurückführen. Elementarsätze bilden Sachverhalte ab. Ein Satz ist dann sinnvoll, wenn er das Bestehen oder Nichtbestehen von Sachverhalten darstellt.

Später verwarf Wittgenstein die Annahme des Bestehens einer Isomorphie zwischen Sprache und Welt, die eine vom sog. logischen Atomismus vertretene Referenztheorie der Bedeutung voraussetzt, der zufolge Namen Gegenstände bezeichnen (und Sätze Zusammensetzungen

solcher Bezeichnungen sind). Wittgenstein erkannte, dass diese Theorie selbst ein metaphysisches Relikt ist und weder notwendig noch hinreichend, um die Vielfalt dessen, was wir Sprache nennen und wie wir Sprache gebrauchen, „einzufangen“. Sie ist nicht hinreichend, weil nicht alle sprachlichen Ausdrücke Namen sind (und sich auch nicht darauf zurückführen lassen). Sie ist nicht notwendig, weil Untersuchungen zu Spracherwerb und Sprachkompetenz auch ohne die ontologische Prämisse auskommen, dass die Sprache „Abbild“ der Welt ist.

Vom alltäglichen Sprachgebrauch sagt Wittgenstein nun, er sei „in Ordnung [...], wie er ist.“ (PU § 98) Das heißt nicht, dass man die Worte anderer nicht missverstehen und man selbst nicht missverstanden werden könnte, sondern dass (Sinn-)Verstehen in einen sozialen Kontext eingebunden ist. Bedeutung wird nicht entdeckt. Sie ist kein Gegenstand, der sich z.B. als spezifische neuronale Struktur in unseren Gehirnen finden ließe. Bedeutung ist auch nicht in einem platonischen Himmel oder in Freges dritter Welt zu Hause. Die Art und Weise, wie Sprache erlernt, verwendet, begründet wird, ist an das gemeinschaftliche WIR gebunden. Daher sagt Wittgenstein: „Die Bedeutung eines Wortes ist sein Gebrauch in der Sprache.“ (PU § 43) Wittgenstein hebt damit zugleich das komplexe Wechselspiel von Verstehen, Verständigung und Verständlichkeit hervor, das in die „Gepflogenheiten des Lebens“ eingebettet und ein Teil des gemeinschaftlichen Handelns ist.

Um dies klar zu machen und die dem universellen Exaktheitsideal verpflichtete Referenztheorie der Bedeutung einer Kritik zu unterziehen, entwickelt Wittgenstein seine Philosophie des *Sprachspiels*. Sprachspiele sind Situationsbeschreibungen, die aus der Vielzahl möglicher Handlungs- und Kommunikationskontexte, innerhalb derer sich Menschen bewegen, bestimmte exemplarisch herausgreifen. „Das Wort ‘Sprachspiel’ soll hier hervorheben, daß das Sprechen der Sprache ein Teil ist einer Tätigkeit, oder einer Lebensform.“ (PU § 28) Sprache ist Teil der Kommunikation, der Mitteilung an andere und mit anderen, ein Charakteristikum der *conditio humana*.

Wittgenstein sagt nicht, dass die Sprache ein Spiel ist, sondern dass Sprechen mit Spielen vergleichbar ist, und zwar deshalb, weil jeder Sprachgebrauch wie jedes Spiel gewissen Regeln folgt. Beides, Sprechen und Spielen, sind Regel geleitete Tätigkeiten. Wir lernen Wörter, indem wir lernen, wie sie zu verwenden sind, ähnlich wie wir Schach zu spielen lernen, indem wir lernen, wie Schachfiguren bewegt werden können, und nicht etwa, wie Schachfiguren mit

Gegenständen zu verbinden wären. Und man lehrt die Bedeutung eines Wortes, indem man angibt, in welchen Zusammenhängen das Wort gebraucht wird.

Wittgenstein übernahm die Analogie zwischen Sprache und Spiel von den Formalisten, die die Arithmetik als Spiel betrachteten, welches mit mathematischen Symbolen gespielt wird. Aus diesem Grunde verwendete er anfangs den Begriff „Sprachspiel“ synonym mit dem Begriff des Kalküls. Würde man allerdings den Kalkülbegriff der späteren Spielmetapher Wittgensteins zugrunde legen, geriete man in zahlreiche Schwierigkeiten, die insbesondere Fragen nach den Wechselbeziehungen und Wechselwirkungen zwischen den einzelnen Sprachspielen betreffen. Wenn jedes Sprachspiel sein eigenes Regelsystem hat, müsste es dann nicht hermetisch abgeschlossen und inkompatibel mit den anderen sein? Was bedeutete eine Änderung der Regeln und des Ziels? Spielte man dann bereits ein anderes, ein neues Spiel oder das alte Spiel falsch, d.h. den Regeln zuwider?

Es ist kein Zufall, dass Wittgenstein mit Preisgabe des Kalkülmodells, dem zufolge Regeln eine präzise, starre, abgeschlossene Ordnung darstellen, seine Aufmerksamkeit zunehmend auf die Mannigfaltigkeit von Spielen richtete – von Reigenspielen über Tennis bis hin zu Tätigkeiten wie Bauarbeiten und Kochen –, besonders aber auf Kinderspiele. Bereits Kinder differenzieren zwischen richtigem und gutem Spielen. Sie gehen aber doch mit dieser Unterscheidung sowie mit den Regeln lockerer und offener um und reagieren flexibler. Im Spiel werden die Kräfte gemessen, die eigenen Fähigkeiten mit denen anderer verglichen, aber auch Fairness, Teamgeist und andere soziale Kompetenzen und Komponenten geschult, wobei der Vollzug von und die Reflexion über Handlungen untrennbar verbunden sind.

Um die prinzipielle Möglichkeit und das Wie der Verbindungen, Verknüpfungen und Verschränkungen zwischen einzelnen Sprachspielen darzustellen, verwendet Wittgenstein den Begriff der *Familienähnlichkeit*. Der Ausdruck dient ihm zugleich als eine Waffe gegen den Essentialismus, d.i. die Auffassung, dass es für jedes Wort eine *definitio per genus proximum et differentia specifica* geben müsse, die das Eine und Gemeinsame (griech. ἐν κοινόν) der unter denselben Begriff fallenden Dinge erfasst. Diese Definition bestünde aus zwei Teilen: erstens in der Angabe des dem *definiendum* übergeordneten Begriffs; zweitens in der Angabe des spezifischen Unterschieds gegenüber anderen Begriffen, die unter denselben Oberbegriff fallen. Ein beliebtes Beispiel für diesen Definitionstypus ist die Bestimmung von „Mensch“ als vernunftbegabtes Lebewesen. „Lebewesen“ ist das *genus proximum*, „vernunftbegabt“ das

unterscheidende Merkmal. Hat man damit aber das „Wesen“ des Menschseins erfasst oder eine „vollständige“ Definition vorgelegt, über die sich nicht weiter streiten lässt?

Prinzipiell ließe sich von jedem Begriff, mit dem ein anderer definiert wird, fordern, dass er selbst zu definieren, d.h. auf einen anderen Begriff zurückzuführen ist. Wir würden dadurch in einen *infinitum regressum*, also in einen unendlichen Regress, geraten oder uns in einen *circulus vitiosus* (Begründungszirkel) verstricken, der das zu Definierende als bereits definiert unterstellt. Man kann dem Dilemma eines *circulus vitiosus – regressus ad infinitum* entgehen, indem man sich gar nicht erst auf die Prämisse einlässt, es müsse für jedes Wort eine Wesensdefinition geben, eine Voraussetzung, von der Sokrates mit seinem insistierenden „Was ist x“-Fragen stillschweigend ausgegangen ist.

Wittgenstein zeigt am Paradigma des Begriffes „Sprache“, dass eine Wesensdefinition – ungeachtet dessen, ob sie überhaupt erfüllbar ist – gar nicht gegeben werden muss. Statt zu versuchen, so Wittgenstein, „etwas anzugeben, was allem, was wir Sprache nennen, gemeinsam ist, sage ich, es ist diesen Erscheinungen garnicht Eines gemeinsam, weswegen wir für alle das gleiche Wort verwenden, – sondern sie sind miteinander in vielen verschiedenen Weisen *verwandt*. Und dieser Verwandtschaft, oder dieser Verwandtschaften wegen nennen wir sie alle ‚Sprachen‘.“ (PU § 65) Entsprechend der Vielzahl von Lebensformen, Handlungs- und Situationskontexten gibt es verschiedene Verwendungsformen von Sprache. „Und das Ergebnis dieser Betrachtung lautet nun: Wir sehen ein kompliziertes Netz von Ähnlichkeiten, die einander übergreifen und kreuzen. Ähnlichkeiten im Großen und Kleinen. Ich kann diese Ähnlichkeiten nicht besser charakterisieren als durch das Wort ‚Familienähnlichkeiten‘; denn so übergreifen und kreuzen sich die verschiedenen Ähnlichkeiten, die zwischen den Gliedern einer Familie bestehen: Wuchs, Gesichtszüge, Augenfarbe, Gang, Temperament, etc. etc. – Und ich werde sagen: die ‚Spiele‘ bilden eine Familie“ (PU § 66-67).

So wenig wie wir *den* Prototyp eines Spiels angeben können müssten, um zu spielen, so wenig bedarf es einer Wesensdefinition von „Sprache“. Deshalb wäre es unsinnig, nach einem Regelsystem zu fahnden, das alle (denkbaren und möglichen) Spiele umfasst. Es wäre sinnlos, ein generelles Sinnkriterium der Verifikation aufstellen oder eine (Meta-)Logik konstruieren zu wollen, die die Sprache und die Welt in all ihrer Komplexität darstellt. Und es wäre sinnlos, über die prinzipielle Beantwortbarkeit oder Unbeantwortbarkeit von Fragen und deren Entscheidbarkeit zu diskutieren. Folgt man der Auffassung Wittgensteins, sind es die

Sprachspiele, welche den Raum möglicher Fragen und Antworten abstecken und Anfang und Ende des Fragens und Antwortens bestimmen. Gilt dies nicht auch für die sokratischen Dialoge?

3. Zum Anfang zurück?

„Alle Menschen streben von Natur aus nach Wissen (ἐπιστήμη)“, schrieb Aristoteles am Anfang seiner Metaphysik. Seit Menschen dies tun, haben sie auch immer wieder Zweifel an ihren Wissensansprüchen, an deren Begründung und Begründbarkeit, Rechtfertigung und Rechtfertigbarkeit erhoben und über die Möglichkeiten, Bedingungen und Grenzen der Erkenntnis nachgedacht. Man könnte es auch so sagen: Die Suche nach Erkenntnis hat seit jeher zwei Wegbegleiter: den Optimismus und den Pessimismus.

Die eine Erwartungshaltung bildet die Wurzel für die Vorstellung einer möglichen definitiven oder gar endgültigen Beantwortung von Fragen im Sinne der Etablierung gesicherten und zweifelsfreien Wissens. Aus der anderen, der pessimistischen, Einstellung resultiert die Überzeugung, dass es nichts gibt, das sich nicht in Frage stellen lässt. – Beides ist verfehlt.

Der universelle Skeptizismus, der zur Frage herausfordert, ob und wie Wissen *überhaupt* möglich ist, ignoriert ebenso wie seine auf Letztbegründungen intendierenden Gegner, dass Zweifel und Ausräumung des Zweifels seine Grundlage in der Praxis unseres Sprechens, Lebens und Handelns haben. Zweifel kann nur sinnvoll geäußert werden in Bezug auf einen Bereich, der als Wissen beansprucht wird. Es bedarf eines „überkommenen Hintergrundes“, um einen Dialog überhaupt führen und ein Sprachspiel überhaupt spielen zu können. Der Ort von Wissen und Zweifel ist derjenige des Gesprächs und der Ort des Gesprächs ist, mit Wittgenstein gesprochen, die Lebensform. „Das Hinzunehmende, Gegebene – könnte man sagen – seien *Lebensformen*. (PU, S. 572) Doch halt: Ist die Lebensform bedingungslos hinzunehmen, auch dann, wenn sie weder richtig noch gut ist? – Wo Wittgenstein mit einem „So handle ich eben“ (PU § 217) jedem weiteren Begründungs- und Rechtfertigungsversuch ein Ende setzt, beginnt das sokratische Fragen: Wie *sollen* wir handeln?

4. Zum Ende: ein Streitgespräch

Sokrates: Neulich diskutierte ich mit meinem Freund Theaitetos die Frage: „Was ist Erkenntnis?“ Welche Antworten er auf meine Frage auch gab, er konnte mir doch nicht sagen, was das „Wesen“ der Erkenntnis ist.

Wittgenstein: Du hältst also „die Aufzählung von tatsächlichen Fällen von Erkenntnis nicht einmal für eine vorläufige Antwort“? Welch „verächtliche Haltung gegenüber dem Einzelfall“! (BB, S. 39)

Sokrates: Welch verächtliche Haltung gegenüber dem Allgemeinen!

Wittgenstein: So kommen wir nicht weiter. Deine Frage verwirrt mich. „Dies ist auf den ersten Blick eine Frage nach einer Definition, doch dann stellt sich sofort die Frage: Was würden wir mit einer Definition gewinnen, da sie uns doch nur zu weiteren undefinierten Begriffen führen kann?“ (BB, S. 49)

Sokrates: Wir sind also unendlich weit davon entfernt, das Wesen eines Begriffes zu begreifen?

Wittgenstein: Nicht so voreilig. „So wie das Problem gestellt wird, scheint es, als ob etwas mit dem gewöhnlichen Gebrauch des Wortes ‚Erkenntnis‘ nicht stimmt. Es scheint, als ob wir nicht wissen, was es bedeutet, und daß wir deshalb vielleicht nicht berechtigt sind, es zu gebrauchen. [...] Der philosophisch Verwirrte sieht ein Gesetz in der Weise, in der ein Wort gebraucht wird, und in seinem Streben, dieses Gesetz konsequent anzuwenden, begegnet er Fällen, die zu paradoxen Ergebnissen führen.“ (BB, S. 51)

Sokrates: Schilderst du hier nicht meine Methode? Wir verwickeln uns in Widersprüche und müssen daher eingestehen, dass wir die Antwort auf die Frage nicht wissen.

Wittgenstein: Unsinn! *Du*, mein lieber Sokrates, bist es, der durch die Art der Fragestellung Fehler begeht! Erstens besteht ein philosophisches Problem nicht in einem Wissen um eine Nichtwissen, sondern „hat die Form: ‚Ich kenne mich nicht aus.‘“ (PU § 123) Zweitens vermischt du mit deiner „Was-ist-x“-Frage die Frage, was „x“ bedeutet, mit der Frage, was „x“ ist. Letzteres ist irrelevant. Was zählt, ist einzig die Frage nach der Bedeutung eines Wortes, und „[d]ie Bedeutung eines Wortes ist sein Gebrauch in der Sprache.“ (PU § 43)

Sokrates: „Du machst dir's leicht!“ (PU § 65) Ist Philosophie nichts anderes als Sprachphilosophie oder gar nur viel Gerede um nichts, das unsere wirklich wichtigen Probleme, unsere Alltagsprobleme, nicht zu lösen vermag, vielleicht sogar nicht einmal berührt?

Wittgenstein: Was erreichst du mit deiner Philosophie? „Wenn man die Sokratischen Dialoge liest, so hat man das Gefühl: welche fürchterliche Zeitvergeudung! Wozu diese Argumente die nichts beweisen & nichts klären.“ (VB, S. 47)

Sokrates: Wirst du hier nicht polemisch? Du wärst nicht der erste, der mir mit Zynismus begegnet, hat sich doch schon Aristophanes mit seiner Komödie „Die Wolken“ über mich lustig gemacht.

Wittgenstein: Erzähle mir, worum es in diesem Stück geht!

Sokrates: Erzählt wird die Geschichte des Großbauern Strepsiades, den die Sorge um seinen missratenen und faulen Sohn Pheidippides in die Denkerwerkstatt des Sokrates treibt. Pheidippides, ein Pferdenarr und Spieler, hat das elterliche Vermögen zum Fenster hinausgeworfen. Der Tag, an dem er seine Schulden zurückzahlen muss, rückt bedrohlich näher. In einer schlaflosen Nacht kommt dem Bauern Strepsiades die rettende Idee. Er möchte seinen Sohn zu einem professionellen Redner ausbilden lassen, damit sich dieser in den Prozessen gegen die Gläubiger durchsetzen kann. Weil sich Pheidippides weigert, schreitet der Bauer selbst zur Tat und meldet sich bei Sokrates als Schüler. Aber der Bauer besteht den Eignungstest nicht. Sokrates ruft die Wolken zur Hilfe. Diese erscheinen als himmlischer Chor und raten, den Bauern nach Hause zu schicken. An seine Stelle kommt dessen Sohn zu Sokrates, der sich schließlich doch erweichen ließ, die Philosophenschule zu besuchen. Pheidippides absolviert die Lehrjahre und kehrt nach dieser Zeit in das Elternhaus zurück. Er setzt sich dank seiner erworbenen Redekunst gegen die Geldgeber durch. Der Erfolg hat jedoch auch seine Schattenseiten. Zum Missfallen seines Vaters wendet der Sohn das Gelernte auch gegen ihn selbst an. Als Pheidippides so weit geht, den eigenen Vater zu schlagen, rennt der Bauer wutentbrannt zur Denkerbude des Sokrates und zündet sie kurzer Hand an. So einfach ist es also, der Philosophie ein Ende zu bereiten. Oder doch nicht?

Wittgenstein: Eine hübsche Geschichte, mit der Aristophanes dir „die ganze Last der Verantwortung für das sophistische Unheil aufgebürdet“² hat.

Sokrates: Aristophanes hat mir in der Tat Unrecht getan! Die Figur des Sokrates, die er in seiner Komödie auftreten lässt, – das ist in Wirklichkeit einer der Sophisten.

Wittgenstein [spricht zu sich selbst]: „Sokrates, der den Sophisten immer zum Schweigen bringt – bringt er ihn *mit Recht* zum Schweigen? – Ja, der Sophist weiß nicht, was er zu wissen glaubte; aber das ist kein Triumph für Sokrates. Weder kann es heißen ‚Sieh da! Du weißt es nicht!‘ – noch, triumphierend, ‚Also wissen wir Alle nichts!‘ Denn ich will nicht denken, *bloß* um mich selbst, oder gar den Andern, der Unklarheit zu überführen. Ich trachte nicht, etwas zu verstehen, *nur* um zu sehen, daß ich’s nicht verstehe.“ (VB, S. 111f.)

Hat Wittgenstein Sokrates verstanden?

Abkürzungsverzeichnis

- BB Wittgenstein, Ludwig: *Das Blaue Buch. Eine Philosophische Betrachtung (Das Braune Buch)*.
 Met Aristoteles: *Metaphysik*.
 PU Wittgenstein, Ludwig: *Philosophische Untersuchungen*.
 TLP Wittgenstein, Ludwig: *Tractatus logico-philosophicus*.
 VB Wittgenstein, Ludwig: *Vermischte Bemerkungen*.
 Vorl Wittgenstein, Ludwig: *Wittgensteins Vorlesungen 1930-1935*.

Literatur

- Aristoteles: *Metaphysik*. Griechisch-Deutsch. Hg. von Horst Seidl. Hamburg: Meiner,²1982.
 Kranz, Walther: *Die griechische Philosophie. Zugleich eine Einführung in die Philosophie überhaupt*. Parkland Verlag: Köln, 1997 [Orig. Leipzig, 1941].
 Mittelstraß, Jürgen: *Die Häuser des Wissens: wissenschaftstheoretische Studien*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1998.
 Wittgenstein, Ludwig: *Das Blaue Buch. Eine Philosophische Betrachtung (Das Braune Buch)*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1980.
 Wittgenstein, Ludwig: *Tractatus logico-philosophicus. Tagebücher 1914-1916. Philosophische Untersuchungen* (Suhrkamp-Werkausgabe 1), Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1984.
 Wittgenstein, Ludwig: *Wittgensteins Vorlesungen 1930-1935*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1989.
 Wittgenstein, Ludwig: *Vermischte Bemerkungen*. Eine Auswahl aus dem Nachlaß. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1994.

² Kranz (1941), S. 112.

Autorinnen und Autoren

Marcus Brühl (* 1975), M.A., Autor und Publizist. Lebt seit 1995 in Berlin. Zuletzt erschien der Roman *Henningstadt* als Taschenbuch bei Piper. Im Frühjahr 2006 erscheint der Gedichtband *Spielzeug* bei MSK Verlag, Hamburg. E-mail: bruehl@henningstadt.de.

Alexander Eilers (* 1976) studiert Anglistik und Philosophie an der Justus-Liebig-Universität Gießen und veröffentlichte unlängst seinen ersten Aphorismenband unter http://www.zitante.de/Autoren/Alexander_Eilers/alexander_eilers.html. E-mail: alexander.eilers@gmx.de.

Henriette Haas (* 1958), PD Dr. phil., leitet die Abteilung Analyse im Dienst für Analyse und Prävention beim eidgenössischen Bundesamt für Polizei und ist Privatdozentin für forensische Psychologie an der Universität Zürich. E-mail: Henriette.Haas@access.unizh.ch.

Florian Habermann, Diplom-Kaufmann, wissenschaftlicher Mitarbeiter und Doktorand am Institut für Kapitalmarktforschung und Finanzierung an der Ludwig-Maximilians-Universität München, Geschäftsführer des Netzwerkes LMU Management Alumni. E-mail: habermann@bwl.uni-muenchen.de.

Frank Müller (* 1969), M.A., lebt und arbeitet in Frankfurt. Aufsätze und Essays zu kulturwissenschaftlichen Themen, u. a. in "Wespennest" und "Scheidewege". E-mail: f.mueller@freibord.de.

Andrea Anna Reichenberger (* 1976), Studium der Kunstgeschichte, Klassischen Philologie und Philosophie in Salzburg, Hagen und Konstanz; Interessensschwerpunkte: Griechische Philosophie, Wissenschaftsgeschichte (insbes. Logischer Positivismus); Sprachphilosophie, Kognitionswissenschaften und KI, Ästhetik. E-mail: Andrea-Anna.Reichenberger@FernUni-Hagen.de.

Marion Röbbkes (* 1966), verheiratet, zwei Kinder. Angestellte im Bundesministerium für Gesundheit und Soziale Sicherung. Freiberufliche Tätigkeit als Heilpraktikerin (Psychotherapie) und als Autorin. Email: m@roebkes.de.

Andreas Wagener, Prof. Dr. rer. pol., lehrt Volkswirtschaftslehre an der Universität Wien. E-mail: andreas.wagener@univie.ac.at.

Christoph von Wolzogen, apl. Prof. Dr. phil., lehrt Philosophie an der Johann Wolfgang Goethe-Universität in Frankfurt am Main. E-mail: christoph.vonwolzogen@t-online.de.

Impressum

Herausgegeben vom Institut für Angewandtes Nichtwissen (IfAN) e.V.

**verantwortlicher
Herausgeber** Vorstand und wissenschaftlicher Beirat

Redaktion Andreas Wagener

© bei den Autoren

Anschrift Institut für Angewandtes Nichtwissen e.V.
Postfach 210 439
57028 Siegen

E-Mail ifan@www.uni-siegen.de
Homepage <http://www.uni-siegen.de/~ifan/>

Preis 2,50 €

Bankverbindung Konto-Nr. 35071
Sparkasse Siegen, BLZ: 460 500 01

ISSN 0946-106x